7

1966 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

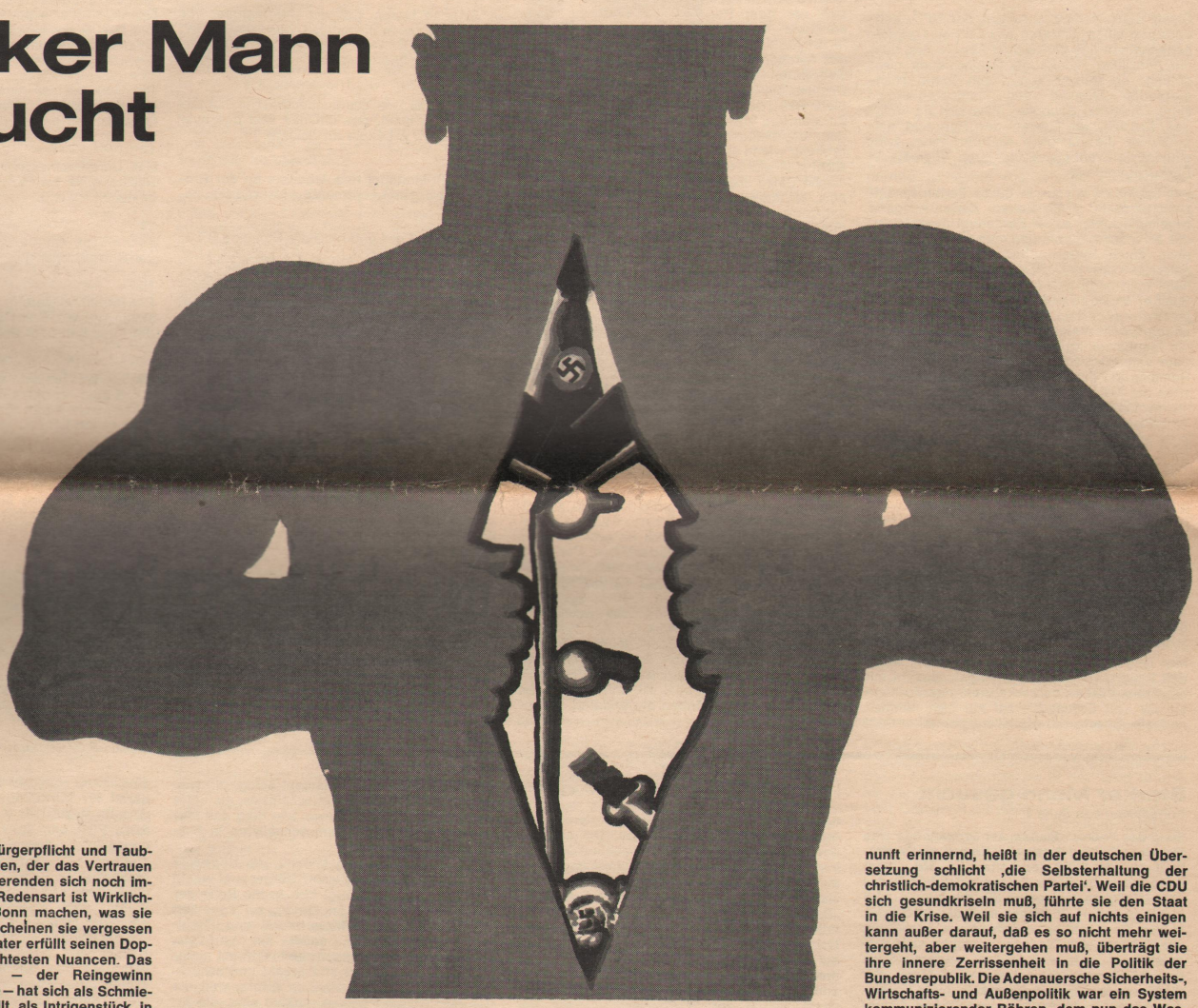
16. JAHRG. NOVEMBER

D 2442 F Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Seite 3: Ernst Blochs Rede auf dem Römer

DISKUS

Starker Mann gesucht



Blindheit ist die erste Bürgerpflicht und Taubheit eine Tugend für jeden, der das Vertrauen in die Weisheit der Regierenden sich noch immer bewahren will. Die Redensart ist Wirklichkeit geworden: Die in Bonn machen, was sie wollen. Was sie sollen, scheinen sie vergessen zu haben. Das Staatstheater erfüllt seinen Doppelsinn bis in die schlechtesten Nuancen. Das angekündigte Festspiel – der Reingewinn kommt dem Volke zugute – hat sich als Schmierentragödie herausgestellt, als Intrigenstück, in dem ein Dutzend Brutusse um Cäsars Rolle kämpfen. Die Proteste des Publikums werden vom Kulissenkrach übertönt, und wer das Eintrittsgeld zurückverlangt, erhält Schuldscheine und die Versicherung, daß Regisseure und Ensemble sich ihrer Verantwortung für das Theater bewußt seien und einen neuen Spielplan ausarbeiten würden. Zwar sei die Krise unleugbar, sagt der Pressesprecher, aber man hege die Hoffnung, daß, wie stets in der Stunde der Not, ein deus ex machina kommen und mit Entschlossenheit und Härte die Ordnung auf der Bühne wiederherstellen werde.

„In der Politik ist alles möglich." sagte der abgekanzelte Kanzler, als die Koalition zerbrochen war und er, blind und taub, an die Erneuerung unter seiner Regie noch glaubte. Das Spiel ist aus, aber nicht zu Ende. Im Vertrauen auf den Orakelsatz, daß alles möglich sei, bereiten die alten Kräfte die Reprise schon vor. Was steht zur Wahl? Fürs Volk gar nichts, wenn es nach dem Willen der alten Regierungsparteien geht, denn statt ihm die Möglichkeit zur Neuwahl zu eröffnen, würde man lieber Brechts ironischen Rat befolgen und das Volk auflösen und ein neues wählen. Die CDU/CSU beruft sich auf den Wählerwillen vom letzten Herbst, um dem diesjährigen sich nicht stellen zu müssen. Und die FDP hat mehr Wankelmut als Mut, um durch eine kurzfristige Koalition mit der SPD die Auflösung des Bundestages und damit Neuwahlen zu ermöglichen.

Die christlichen Demokraten (wahrhaftig ein Name wie Schall und Rauch) identifizieren sich so sehr mit dem Staat, daß sie seinen Untergang befürchten, wenn andere staatstragende Parteien ihn regierten. Während die CDU vor der „Zuchtrute der Opposition" warnt, als seis das Menetekel für die Nation, sucht sie den eisernen Besen, der ihr die Hintertür zur Macht wieder freikehrt. Wer dabei in dem Staub erstickt – wen kümmert es?

Bonn ist gewiß nicht Weimar, dafür liegt es zu nahe bei Krähwinkel. Und die Verhältnisse sind auch nicht so, daß ein Führer mit braunen Horden zur Macht kommen könnte. Noch gibt es nicht den Notstand, den man im Bunker schon probte. Doch warum muß der Untergang der ersten Republik stets zum Vergleich herhalten, damit die jetzige im hellen Sonnenglanz erscheine? Warum wird denn die Bundesrepublik danach beurteilt, was in der Politik alles möglich war und sein könnte, statt sie daran zu messen, was Verfassung und Wohlstand an ungenutzten Möglichkeiten ihr bieten? Gute Verfassung, Fünfprozentklausel, konstruktives Mißtrauensvotum, starke Stellung des Kanzlers und schwache des Bundespräsidenten, allgemeine Anerkennung der bestehenden Staatsform – das alles sind genügend Sicherungen gegen Weimar. Warum gleicht trotzdem der Regierungswechsel einer gefährlichen Staatsaktion, vor der allein ein starker Mann die Rettung bringen soll?

Die CDU lebt von der Vergangenheit, ist an ihr krank geworden. Die „deutsche Aufbauleistung nach der Katastrophe", dieser Phönix, der aus der tausendjährigen Asche aufstieg und Wunder über Wirtschaftswunder brachte, ist Vergangenheit. Unter seinen Fittichen wurde die CDU zur Staatspartei, nahm ihn zum Wappentier und flog von Sieg zu Sieg. Das war einmal. Nun aber, da die goldnen Eier seltener werden, da der Wundervogel Uhus jagt, die eh nicht häufig sind in diesem Staat, und da er nur noch Wähler sieht oder Gesindel, nun verkrallt er sich in seiner alten Herrlichkeit und ruft den Notstand aus für sich und Volk und Vaterland, damit er an der Macht bleibe.

Das Fremdwort Staatsräson, von ferne an Vernunft erinnernd, heißt in der deutschen Übersetzung schlicht ‚die Selbsterhaltung der christlich-demokratischen Partei'. Weil die CDU sich gesundkriseln muß, führte sie den Staat in die Krise. Weil sie sich auf nichts einigen kann außer darauf, daß es so nicht mehr weitergeht, aber weitergehen muß, überträgt sie ihre innere Zerrissenheit in die Politik der Bundesrepublik. Die Adenauersche Sicherheits-, Wirtschafts- und Außenpolitik war ein System kommunizierender Röhren, dem nun das Wasser ausgegangen ist. Die Sicherheitspolitik ist auf Atomwaffen aus, als seien es Orden für Friedfertigkeit und Abrüstung. Sie verbraucht ein Drittel des Haushalts für Devisenhilfe, Starfighterabstürze, Panzerwagenkäufe nach dem Holzmodell, Fibag-Affären und Gehälter für einen unfähigen Minister. Die Wirtschafts- und Sozialpolitik öffnet das Staatssäckel für Subventionen und Wahlgeschenke an alle, die am lautesten schreien. Und das summa summarum der Außenpolitik ist, daß sich die Beziehungen zu den westlichen Verbündeten in dem Maße verschlechtern, wie die zu den Ostblockstaaten sich nicht verbessern. Zu den offiziellen Stichwörtern Hallstein-Doktrin, Oder-Neiße-Grenze und Wiedervereinigung fällt sogar Kabarettisten nichts mehr ein. Wer zu alledem sich trotzdem Gedanken macht, wer Diskussionsvorschläge auf den Tisch legt, der „verläßt die gemeinsame Basis der bisherigen Politik", er „handelt staatspolitisch verantwortungslos" und wird schließlich verdächtigt, in zersetzender Absicht etwas ändern zu wollen, was da mit seiner Regierungsweisheit und Ignoranz schon längst am Ende ist.

Die leere Staatskasse läßt sich nicht so einfach füllen wie Parteikassen und Reptilienfonds, aus denen die Gelder für „politische Willensbil-

Fortsetzung Seite 2

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung Erscheint zweimal vierteljährlich
Herausgeber: Siegfried Bartels, Manfred Müller, Dieter Thelen, David H. Wittenberg, Herbert Wolf.
Redaktion: Helmut Fritz (Politik), Hans Joachim Steffen (Kulturpolitik), Hanns-Helge Schneider (Lokales), Karl Riha (Feuilleton), Manfred Forschner, Ulrich Luetjohann, Marita Mienes, Gerhard Schulz, David H. Wittenberg.
Redaktions-Geschäftsführer: Manfred Müller.
Verlagsleiter: Werner Fritsche.
Anzeigen: Werner Fritzsche.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 7 70 64 31 88
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240/9647. Dresdner Bank Nr. 121 210.
Postscheckkonto Ffm. 1875 88.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. Mai 1966.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,– jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Lieferungen in das Ausland sind bei der Redaktion zu bestellen.
Druck: Grawo-Druck, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 81 15 18.

Mit Tempo 100 in die Nationale Gesundung

Montage

„Wir neigen uns in Ehrfurcht vor jedem Symbol unseres Volkes – ich sage ausdrücklich vor jedem –, unter dem deutsche Menschen ihr Leben für ihr Vaterland geopfert haben."

1. Verkehrschaos

Dieser Satz stammt nicht von der NPD, sondern von einem anderen archaischen Nachfolgephänomen des glorreichen Abenteuers, dem die gänzliche Ruinierung Deutschlands nicht gelang; er stammt von einem braun-changierenden Mitglied der Bundesregierung: Hans Christoph Seebohm. Was sich da hinter den hieratischen Gesten der Ehrfurcht aufputzt, ist die nämliche Kulturschande, zwar stigmatisiert, aber sich vor ihren Stigmata in Ehrfurcht neigend.

Wir beginnen, wieder in große Zeiten hineinzustolpern, in große Zeiten, deren Ausgang regelmäßig letal ist. – Es genügt ihnen nicht, die zweifache Ruinierung des „Vaterlandes", eben durch Hypertrophierung des Begriffes miterlebt oder gar mitverantwortet zu haben, nein, man neigt sich in Ehrfurcht vor jedem Symbol unseres Volkes – ausdrücklich vor jedem – unter dem deutsche Menschen ihr Leben für ihr Vaterland geopfert haben, aber die Identifizierung des jeweiligen Regimes mit dem Vaterland entlarvt die Sympathie für das Regime, und dieses Neigen in Ehrfurcht verrät eher die Neigung zu den Symbolen und was sie symbolisieren, als die Ehrfurcht vor den barbarisch „Geopferten".

Kein Satz decouvriert deutlicher die allgemein trübe Stimmung in diesem Staate, wo heute wieder jeder unbesorgt seinen christlich-abendländisch-völkischen Kohl auf den nach der nationalsozialistischen Ruinierung übrig gebliebenen Mist pflanzen kann, und unüberhörbar schwingt der irrnationale Anspruch mit, der die „geopferten deutschen Menschen" über die von ihnen Überfallenen und Ausgerotteten stellen will; und ein frischer Revanchismus schickt sich an, den Verratenen und Verkauften einmal mehr „Lebensraum" durch die Regermanisierung verspielter Gebiete vorzuspiegeln.

Man lese Jacob Burckhardt: „Wünschbar wäre, daß Emigranten nie oder wenigstens nicht mit Ersatzansprüchen zurückkehrten, das Erlittene als ihr Teil Erdenschicksal auf sich nähmen und ein Gesetz der Verjährung anerkennten, das nicht bloß nach Jahren, sondern nach der Größe des Risses seine Entscheide gäbe."

Aber Seebohm und die mit ihm eines Geistes sind, neigen sich vor dem Hakenkreuz in Ehrfurcht als sei irgendein verruchtes oder heiliges Symbol durch die unter seiner Herrschaft Geopferten und Verführten zu glorifizieren. Das Hakenkreuz soll wieder zu Ehren kommen, weil „deutsche Menschen" unter seinem Zeichen fürs Vaterland zur Ader gelassen wurden: der Nationalismus ist schon wieder so irrsinnig wie in seinen besten Zeiten.

Nicht daß ein Trottel oder Nationalschwindler solche Sätze ungestraft aussprechen darf empört, sondern daß er seit mehr als einem Jahrzehnt einer Regierung angehören kann, die in ihren Anfängen Antifaschismus auf ihre mittlerweile verwaschenen Fahnen schrieb. Ein gigantisches geistiges Verkehrschaos.

Schon immer färbte sich die deutsche Schande mit den heroisch-sentimentalen Wasserfarben ihrer Seele, aber nun hat sie sich dem internationalen Polit-Ganoventum schon so verdächtig gemacht, daß selbst jene, die sich uns verbündeten, um sich vor uns zu schützen, es vorziehen, nicht in so obskurer Gesellschaft zugrunde zu gehen, sondern die Organisierung des allgemeinen Chaos auf eigene Faust in den vietnamesischen Dschungeln betreiben.

Heinz Jakobi

2. Perspektiven

Das Bürgerblatt in Frankfurt gibt sich gelassen: Was da 8 Mann hoch und noch höher in die Parlamente drängt, was sich da breitmacht in Vereinslokalen, Taxis, Krämerläden, Vor- und Hinterzimmern – dies virulente gehobene NS-Gefühl sei nicht Vorhut eines vierten, sondern bloß Nachhut des Dritten Reichs, sei „Das Ende der Versprengten" und nicht „der Anfang einer neuen Sammlung."

Die Bürgerparteien in Bonn geben sich entsetzt: Wo sie gesät haben, ernten andere; was sie an Demokratie verspielten, fällt dem antidemokratischen Potential zu und wo sie an Kredit verloren, gewinnen die anderen an Ansehen.

Intellektuellenhatz, Sauberkeitsaktionen, nationaler Kitsch und Kleinbürgermief, hysterischer Antikommunismus, Kalter Krieg und atomare Großmannssucht haben das Feld bereitet, auf dem die Menschenfischer von der NPD nun ihre Wählerbeute machen.

Wer pausenlos nationales Blech redet, kann nicht verhindern, daß andere, von geringeren demokratischen Skrupel heimgesucht, darauf trommeln werden.

Der CDU/CSU darf die Erkenntnis nicht erspart bleiben, daß da eine neue Schwesternpartei heranwächst, die Bonner Politik mit anderen Mitteln fortsetzt. Keiner nationaldemokratischen Hirnschale ist der Gedanke entsprungen, die NPD – am Rhein und nicht in Weimar zur Welt gekommen – könne in ein paar Jahren die 2. Republik sanieren wie einst die Nazis die erste. Schon ist man mitten drin im Staats-Bankrott.Im nächsten Bundestag wird man sich die Bänke mit einem Haufen der neuen Herren teilen müssen. Die Wähler dürfen gespannt sein, wie dann die Designer und Biedermänner von Barzel bis Lücke auseinander reden wollen, was insgeheim schon zusammenhält.

Der erste CDU-Abgeordnete ist bereits zur NPD übergelaufen. Ihm schien sie die bessere CDU zu sein. Atompläne: hier und dort, nur dort etwas nationaler; Gebietsforderungen: hier wie dort, dort nur etwas mehr; Notstand: hier wie dort; Ruf nach gesundem Nationalgefühl, dort kaum lauter; Todesstrafe, saubere Leinwand, saubere Bücher, saubere Gammler, saubere Ehen: lauter deutsche Saubermänner hier wie dort.

In einer NPD-Broschüre gab ein Michel Germanicus zum besten: „Die nationale Selbstbesinnung, zu der unser Volk jetzt heranreift, ist ein GESUNDUNGSPROZESS, der in ganz Deutschland begonnen hat". Die CDU/CSU, die diesen Prozeß mit all den Michel Germanici heute befördert, wird ihn stoppen müssen oder daran mitsamt dem Grundgesetz zum Teufel gehen.

H. F.

Der Staat als Unternehmung

Aus dem Notstandsbrevier der Führungskräfte

1
In Amerika haben sich die Unternehmer vor allem nicht davon dispensiert, das Staatsruder, gegebenenfalls – und gerade in kritischen Zeiten – zu übernehmen.[1])

2
Während das Bild des ausbeuterischen Unternehmers verblaßt, gewinnt das Bild des ausbeuterischen Arbeiters an Schärfe.[1])

3
Das Profit-Monopol des Arbeiters an der Produktivität beginnt kontrovers zu werden.[2])

4
Der Streik ist der gefährlichste Notstand.[3])

5
Die Stimmen mehren sich, die die Gesetzgebungsakte gegen die Arbeiter für unvermeidlich halten, wenn die Leute durch ihre Unvernunft die Rationalität des Gesamtprozesses gefährden.[1])

6
Das Notstandsrecht hat ohne Umgrenzung des Streikrechts ein ganz schweres Gebrechen.[3])

7
Als Träger der Gesellschaft bleibt nur die Unternehmerschaft.[4])

8
Es ist an der Zeit, den Grundrechten die notwendigen Grundpflichten gegenüber zu stellen. Sonst steht unser Staat nur auf einem Bein.[5])

9
Genau wie die Wehrpflicht ist die Zivildienstpflicht das wirksamste Mittel für eine staatspolitische Erziehung.[6])

10
Die Unternehmer sind, das kann nicht oft genug betont werden, die eigentlichen Garanten für die Freiheit unserer Ordnung.[7])

11
Die Unternehmer müssen die Aufgaben des Unternehmertums offensiver als bisher in die Öffentlichkeit tragen.[7])

12
Der Unternehmer hat gewisse unabdingbare Rechte, ohne die echtes Unternehmertum nicht bestehen kann.[8])

13
Zentralfigur der industriellen Gesellschaft ist der Unternehmer.[8])

14
Die Demokratisierung der Wirtschaft ist so unsinnig wie die Demokratisierung der Schulen, der Kasernen oder der Zuchthäuser.[9])

15
Die Freiheit funktioniert da am besten, wo sie durch eine konservative Gesinnung im gesellschaftlichen Raum begrenzt oder, wie man auch sagen könnte, kompensiert wird.[1])

16
Wir sind uns darüber klar, daß in aller Kürze ein ganzes Paket von Gesetzen verabschiedet werden muß, denn immer unbehaglicher wird das Gefühl, mit Notwendigem in Verzug zu geraten.[10])

17
Genau wie die Wehrpflicht ist die Zivildienstpflicht das wirksamste Mittel für eine staatspolitische Erziehung.[6])

[1]) Aus dem Protokoll eines Unternehmer-Kongresses der Raymond-Stiftung
[2]) Aus dem Protokoll einer Unternehmertagung der ASU
[3]) Professor Freund: „Notstand – aber wie?"
[4]) Aus: „Unternehmerspiegel", August 1964
[5]) Aus: „Wehr und Wirtschaft", 1961
[6]) Aus: „Wehrkunde"
[7]) Ein Unternehmer auf dem Wirtschaftstag der CDU/CSU 1965
[8]) BDI-Jahresbericht 1966
[9]) Aus: „Industriekurier", 7. 10. 1965
[10]) Der Präsident des deutschen Industrie- und Handelstages

Starker Mann gesucht

Fortsetzung von Seite 1

dung des Volkes" fließen, zur Propaganda also für jene Politik, durch die Erhard stellvertretend für die CDU gescheitert ist. Mit einem Federstrich durch die Ernennungsurkunde des alten Kanzlers und unter die des neuen wird nichts geändert. Vielmehr muß die CDU/CSU, in der die Koalition verschiedener Interessen zur Kollision der Diadochengruppen sich ausgewachsen hat, sich selber ändern. Dazu braucht sie mehr als einen starken Mann, der die Fassade der Parteieinigkeit unter Kassierung mindestens der innerparteilichen Demokratie neu aufbaut. Ein Kiesinger ist zu wenig, ein Strauß zu viel, und Barzel, die schlechtere Hälfte von beiden.

Ein Zeitungssetzer, der klüger war als der Redakteur, gab der Wahrheit die Ehre und vertippte sich: „Unter der Führung von Barzel und Strauß beriet der Fraktionsvorstand der CDU/CSU über die nächsten Tritte zur Lösung der Partei- und Regierungskrise." schrieb der brave Mann. Die Parteien, schon gar nicht die zwei christlich-demokratischen Schwestern, haben keinen Grund, über die Staatsverdrossenheit der Bürger zu klagen, solange sie durch innere Kämpfe und Krämpfe die Regierungsgeschäfte in den Konkurs führen. Die bundesdeutsche Politik muß in allen Teilbereichen neu konzipiert werden. Nur eine Regierung, die sich auf andere Parlamentsmehrheiten als die bestehenden stützt, kann diese Aufgaben lösen. „Denn man braucht auch Kraftgefühle zu diesem edlen Ritterspiel" heißt ein bayerischer Marterinspruch, und wiewohl das politische Spiel auf Schritt und Tritt wenig ritterlich ist, sollte man dem Volk nicht nur aufs Maul schauen, sondern auch die Stimme der Wähler hören, wenn wegen der Schwächeverhältnisse der Parteien keine handlungsfähige Regierung zustandekommt. Der starke Mann, der durch Parteiintrigenspiel sein Kraftgefühl erhielte, wäre der sichtbarste Ausdruck für die Verantwortungslosigkeit, mit der die drei großen Parteien die Spielregeln der Demokratie stets so zurechtbiegen, daß sie nie verlieren, selten etwas riskieren. Um möglicher Koalitionen willen werden Skandale vertuscht, Bestechungsaffären in Ausschüssen zu Tode untersucht; Minister a. D. Strauß, der mehr als einmal zu seinen Gunsten das Parlament belog, gilt wieder als ministrabel – fast scheint es, als hätte man Wetten abgeschlossen, wie man das parlamentarische System am schnellsten in Mißkredit bringen könnte.

Die NPD sammelt den Mißmut, die Ungeduld und die Enttäuschung vieler Bürger und macht damit Politik. Sie drängt sich in die Rolle der einzigen Opposition im Lande, sie appelliert an Fremdenhaß, Volkswartmoral und Rechtfertigungsbedürfnisse, spielt die Verfolgte, droht mit starken Männern und wirbt mit nationalen Phrasen, protzt und prunkt und schüchtert ein und hat mit alledem Erfolg, weil die demokratischen Parteien unfähig sind, die Erweiterung der CDU-Krise zur allgemeinen Krise zu verhindern. Daß in der Politik alles möglich ist, auch eine antidemokratische Partei wie die NPD, stellt den ‚staatstragenden Parteien' ein schlechtes Zeugnis aus. Es wäre Selbstbetrug, die NPD als Neuauflage der rechtsradikalen Splitterparteien der frühen fünfziger Jahre zu sehen. Rechtsradikal sind die Nationaldemokraten gewiß. Eine Menge Exnazis marschieren auch in ihren Reihen und geben den Ton an, auf den die Jüngeren sich einsingen, aber sie bilden keine Interessenpartei für Flüchtlinge oder Entrechtete, sondern für Unzufriedene aller Schichten.

SPD, FDP und CDU/CSU schieben sich gegenseitig die Schuld an den NPD-Erfolgen zu, statt als Opposition oder Regierung eine glaubwürdige Politik zu treiben, mit der allein die Nationaldemokraten zu bremsen wären. Der Wähler solte andere Alternativen haben als entweder NPD oder ‚die in Bonn'. Und damit die anstehende Generalrevision der deutschen Politik samt ihren unpopulären Maßnahmen nicht auf den Nimmerleinstag der nächsten Bundestagswahlen verschoben werden muß, sollte durch Neuwahlen Klarheit geschaffen werden. Ob große oder kleine Koalition – jede Koalition, die aus der gegenwärtigen Sitzverteilung sich bildete, wäre von Übel, denn sie würde entweder die Krise verschleppen oder Koalitionspreise à la Notsandsgesetze entrichten. Wenn der Bürger schon zur Kasse kommen muß, um die Fehler seiner letzten Wahl zu bezahlen, sollte er wenigstens den Kassierer neu wählen dürfen. Und damit ihnen der starke Mann, den die Parteien suchen, erspart bleibe.

Manfred Müller

Leserbriefe und Repliken

Neues Deutschland 28. Okt. 1966, Seite 4

Kann man mit einem gewöhnlichen kleinen Diskus die DDR zudecken? Ist es möglich, den Staat zwischen Oder und Elbe (107 834 Quadratkilometer Fläche) unter der traditionellen Wurfscheibe (bestenfalls 22 cm Durchmesser) verschwinden zu lassen? Man muß kein Mathematiker sein, um zu erkennen, daß solch ein Versuch absurd wäre.

Die Herren Redakteure der in Frankfurt am Main erscheinenden Studentenzeitschrift „Diskus" halten die 16 Seiten Glanzpapier ihres Blattes für groß genug, um damit die DDR unsichtbar zu machen. Sie veröffentlichten in der Oktober-Ausgabe ausführliche Berichte über den Moskauer Psychologen-Kongreß und über den Soziologen-Kongreß in Evian, ohne die Beiträge von Gesellschaftswissenschaftlern aus der DDR mit keinem einzigen Wort zu erwähnen. (Abgesehen von merkwürdigen Unterstellungen der ND, lese man dort die Beiträge richtig; die DDR wird erwähnt. Die Red.)

Niemand konnte es verwundern, daß Springers Druckerzeugnisse um die beiden vielbeachteten Kongresse einen großen Bogen machten, als die starke Beteiligung unserer Wissenschaftler bekannt wurde.

Doch „Diskus" ist noch kein Springer-Blatt und gibt sich ansonsten sehr objektiv. „Diskus" schimpft sogar zuweilen über Westdeutschlands Meinungsmonopole. Auf der zweiten Seite des Oktober-Heftes meint „Diskus"-Herausgeber David Wittenberg ganz richtig, es sei ein Kennzeichen der formierten Herrschaft, „wenn wir, wie üblich, nur nicht alles, nicht zu viel wichtiges, und nicht zu groß gedruckt erfahren".

Warum schickt der „Diskus" dann aber einen Mann nach Moskau, der die von Prof. Dr. Friedhart Klix und von Prof. Dr. Hans Hiebsch erfolgreich organisierten und geleiteten Symposien sowie sämtliche 39 Vorträge unserer Psychologen völlig übersieht? War der Kongreßberichterstatter nicht fähig, das Kongreßprogramm zu lesen? Hat er die wichtigen Symposien verschlafen? Oder hatte er allen „Diskus"-Parolen über Informationsfreiheit zum Trotz den Auftrag, die Wissenschaftler aus der DDR als nichtexistente Wesen zu betrachten? Trägt auch „Diskus" den Hallstein-Komplex mit sich herum? Sollen Informationslücken die Alleinvertretungsanmaßungen stützen? – Das wäre in der Tat ebenso lächerlich, wie der Versuch, die DDR unter einer gewöhnlichen Wurfscheibe verschwinden zu lassen.

Dr. H. W.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, über deren Zeitschrift „Bild der Wissenschaft" bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Oskar · Axel · Heinrich · Walter

Familientreffen an der Mauer

Ein Kultur-politisches Happening . aufgezeichnet von R. Landsberg

Es ist alles gekommen, wie es kommen mußte. Aber erzählen wir die Geschichte von der Berliner Agit-Pop-Kunst der Reihe nach.

☆

Oskar lernt Axel 1951 in Hamburg kennen. „1958 bittet Axel Springer ihn: Malen Sie Hamburg. Kokoschka nimmt den Auftrag an. Atelier ist das Dachgeschoß im Axel-Springer-Haus.“*)

Oskar bekommt Spaß an Dachterrassen und den oberen Rängen der Politik. Er malt Konrad und Ludwig.

„Acht Jahre später, 1966, geht das neue Verlagsgebäude Springers in Berlin seiner Vollendung entgegen. Von seiner Dachterrasse aus reicht der Blick weit über die Stadt, von West nach Ost, geteilt durch die Mauer.“

Ein Blick, der geteilt wird, hätte mehr auf den Maler Picasso schließen lassen, aber da dieser dem Vernehmen nach, auf Bitten eines einflußreichen nordvietnamesischen Verlegers, die ruinierten Vorstädte von Hanoi malen wird, fällt Axels Wahl doch auf Oskar.

„Axel Springer schreibt an Oskar Kokoschka: Malen Sie von diesem Haus aus Berlin.“ Oskar gehorcht. Noch allerdings fürchtet er sich vor der großen Schöpfertat. „Im Flugzeug von Genf nach Berlin sagt er zu Walter Schultz-Dieckmann, dem Beauftragten des Verlegers Axel Springer: ‚Ich weiß nicht, ob ich Berlin malen kann. Seit Wochen schlafe ich kaum und mache mir Sorgen um das Bild. Vielleicht reise ich nach zwei Tagen wieder ab.“

Aber Oskar harrt aus.

„Noch am gleichen Tag steht er zum ersten Mal auf dem Dach des Axel-Springer-Hauses. Er ist ganz stumm. Wortkarg steigt er nach einer halben Stunde wieder nach unten.“

☆

Oskar ist verzweifelt. Wird er Axels Herzenswunsch erfüllen, den Auftrag ausführen können? „Der nächste Tag ist der 13. August 1966. Kokoschka kommt ohne seine Malertasche wieder nach oben. Glühende Hitze liegt über dem Tag des deutschen Unglücks.“

Noch immer hat der Maler keine Inspiration. „Kokoschka ist noch unschlüssig. Die große leere, weiße Leinwand, die für ihn aufgerichtet worden ist, scheint ihn zu erschrecken.“ Aber Oskar gibt nicht auf. Er hat Axel Hoffnungen gemacht, er darf ihn nicht enttäuschen. Doch leider sind die schöpferischen Energien noch immer auf dem Nullpunkt. Da kommt, im entscheidenden Moment, die Zone zuhilfe: „Über die Leipziger Straße paradiert eine Kompanie graugrüner Soldaten. Rote Fahnen wehn . . .“ Grün und rot, Komplementärfarben, das muß den Maler inspirieren.

„Der Osten feiert den dunklen Tag der deutschen Geschichte. Kokoschka schaut lange auf die Szene. Dann holt er aus der Tasche seines Wolljacketts eine kleine abgegriffene Dose mit Ölkreide und beginnt zu skizzieren . . .“

Endlich! Oskar hat rot gesehen. Die Vision kommt ingang.

☆

Oskar, der stets „vom Drange besessen“ war, „hinter die Dinge zu sehen“, hat nun sogar hinter die Mauer geschaut. Und er äußert sich programmgemäß: „Als ich zum ersten Mal auf den roten Sektor Berlins hinuntersah, wurde mir bange.“ Oskar hatte also schnell kapiert. „Zwanzig Stockwerke hoch, fast achtzig Meter über der Stadt, erlebt und malt Oskar Kokoschka seine Vision vom 13. August 66.“

Auf ausgestorbene Städte scheint er spezialisiert zu sein; aber dieses hier, Ost-Berlin, ist doch etwas Besonderes. Sagt Oskar zum Beauftragten von Axel: „Noch nie habe ich eine so ausgestorbene Stadt gemalt“.

Oskar kommt in Fahrt. Am Abend des ersten Arbeitstages bekennt er dem Stenographen: „Wie werde ich den Eindruck los, den ich heute von der Klagemauer hatte, die Europa von der Barbarei trennt?“ — Für den Künstler gibt es nur eine Antwort. Er kann keine BILD-Zeitung herausbringen. Er kann nur sagen: „Ich unternehme den schüchternen Versuch, es im Bild zu bewahren.“

☆

Oskar kämpft gegen Wind und Wetter. Er arbeitet „jeden Morgen bis zum frühen Mittag — hingebungsvoll, verloren an seine Aufgabe; zuerst bei glühender Hitze, später in eisig-schneidendem Wind, der in das Atelier des Achtzigjährigen hoch über der Stadt bläst und seine nackten Arme fast erstarren läßt.“

Warum haben Axel und Walter nicht zunächst für Schatten, später für Windschutz gesorgt, möchte der Laie fragen. Aber so räsonnieren wollte, hätte nur gezeigt, daß er vom Wesen künstlerischer Großtaten nichts weiß. Sie wollen erlitten sein.

Erst „nach zwölf Tagen ist Kokoschka erlöst“. „Er hebt die nackten Arme, die müde sind von der Anstrengung.“ Es war „seine Berliner Passion“. Aber Oskar sagt nicht, wie nun eigentlich zu erwarten: „Es ist vollbracht“; er sagt: „Es ist geschafft“. „Nach zwölf Tagen unermüdlicher Arbeit signiert er das Bild mit den berühmten Buchstaben OK.“ Okey, that's done. Der erste Teil von Oskars Berliner Mission ist beendet; aber der wichtigere steht noch bevor. — „Berlin, 6. Oktober 1966: Zwei Ereignisse verbinden sich auf glückliche Weise.“ (Natürlich rein zufällig.) „Das neue Haus des Axel-Springer-Verlages in der Kochstraße wird eingeweiht. Und Oskar Kokoschkas Bild ‚Berlin, 13. August 1966‘, das in diesem Haus entstanden ist, wird der Öffentlichkeit vorgestellt.“

☆

Oskar und Konrad kannten sich von den Stunden her, da Oskar Konrad portraitierte. „Maler und Modell wurden Freunde“. Oskar schreibt an an Konrad, er solle zur Einweihung nach Berlin kommen. Vergebens. Doch etwas anderes ist aus dem Tag des Briefschreibens hervorgegangen, etwas Bleibendes.

„In der Stunde, in der Kokoschka an Adenauer schreibt, wird der Zufall zur Fügung. Axel Springer erinnert sich eines anderen Briefes aus Berlin über Berlin.“ Axel liest Oskar aus einem Brief des verstorbenen Hans Zehrer vor, in dem ein Berliner Weihnachten beschrieben wird:

„Zur gleichen Zeit strömten die Menschen mit ihren Paketen nach drüben. In allen Fenstern standen die Lichter. Und dann kam der Schuß an der Mauer, der wieder einen Achtzehnjährigen niederstreckte. Das sind hier keine Gegensätze.

Das gehört hier alles zueinander und zur Wirklichkeit, in der wir leben. Und auch dieser tote Junge hat seinen Platz in der göttlichen Ordnung, selbst oder gerade in diesen Weihnachtstagen, die immer in Gefahr stehen, der Sentimentalität und damit der Lüge zu verfallen. Jener verkrampfte Handschuh im Stacheldraht rückte manches wieder zurecht.“

„Als Axel Springer zu Ende gelesen hat, ist Kokoschka tief bewegt. Dann sagt er: ‚Sie sollten diese Worte in Stein hauen lassen.‘“ Oskars Wunsch wird erfüllt. Bei der Einweihung von Axels Haus kann Oskar tatsächlich die Sätze dieses Privatbriefs, in Stein gehauen, lesen: „Jener verkrampfte Handschuh im Stacheldraht rückte manches wieder zurecht.“ Es war alles in göttlicher Ordnung.

☆

Oskar und Axel müssen auf Konrad bei den Feierlichkeiten verzichten. Dafür kommt der Bundespräsident. Er attestiert Axel eine „noble Haltung“, lobt den „Geist der Publikationen, die hier Tag für Tag erscheinen“. „Hier springt eine ganz klare Quelle“, sagt er im Springer-Haus.

„Bewegten Herzens“, so beginnt Heinrich Lübke seine Rede, „bin ich soeben hierher in das alte Zeitungsviertel Berlins gekommen, in dem ich vor 1933 für unsere Bauernzeitung häufig zu tun hatte.“

Des weiteren ermahnt Lübke die Journalisten, — offenbar aus gegebenem Anlaß recht besorgt —, nicht die „Autorität derer, die öffentliche Verantwortung tragen“, zu untergraben. Und er fordert seine Mitbürger auf, „die Bemühungen der Presse ernst zu nehmen“ — angesichts von BILD eine sicherlich notwendige Mahnung.

Hans (Lilje) bezeichnete in einem Glückwunschtelegramm Axels Haus als „symbolkräftiges neues Arbeitszentrum an schicksalhafter Stelle“, — nicht ungeschickt auf den Baugrund anspielend, das Gelände des ehemaligen nationalistischen Scherl-Verlages. — „Das alte Berliner Zeitungsviertel feiert Auferstehung“, jubelt Axels BZ.

Nach dreimaliger Anrufung Gottes bekennt Axel selbst in dieser unvergeßlichen Feierstunde: „Der 6. Oktober, das Datum dieser Einweihungsfeier, fällt mit dem Geburtstag meiner Mutter zusammen. — Ihr Geist war an Goethe orientiert.“ So wird eine Brücke geschlagen vom auferstandenen Scherl über den Geist Gottes und den Geist Goethes bis zum „Geist der Publikationen“ wie BILD, den Heinrich Lübke beschwor.

Unter den Ehrengästen sieht man Franz Josef, Rainer, sowie als Renommierprominenz Günter (Grass), Herbert (von Karajan), Maxe (Schmeling). Axels WELT spricht von vielen anwesenden „Wirtschaftsführern“ (Wehrwirtschaftsführern?)

☆

Oskar kann sich am nächsten Morgen überzeugen, wie präzise Axels Zeitungen informieren. Er hat keinen Unwürdigen unterstützt. Mehreren Springer-Blättern liegt die bunte Ausgabe einer Werbe-Illustrierten bei, in der Oskar die Hauptrolle spielt. Oskar darf sein Martyrium noch einmal erleben. Seine goldenen Worte sind von Axels findigen Journalisten interpretiert:

„Oskar Kokoschka klagt nicht nur an; er hält gerade in Berlin die ‚heilige Flamme der Menschlichkeit‘ hoch, von der er so oft sprach. Sein Berlin-Bild ist auch ein Bekenntnis zu den Menschen drüben, die still ausharren und eine Stellung halten, für Deutschland und für die Freiheit . . .“

Oskar betrachtet sich wohlgefällig auf ganzseitigen Fotos: Oskar mit der Zigarette; Oskar mit Handwerkszeug (nicht umsonst hatte Willy (Brandt) vom „Begnadeten Pinsel“ des Malers gesprochen); Oskar, in den Ostsektor lugend; Oskar an Konrad schreibend.

Oskar ist beeindruckt. Bewundernd steht er vor Axels Druckerei, dem Haus mit der größten Rotationskapazität auf dem Kontinent. Oskar versucht, die unübersehbar zahlreichen blitzblanken Lieferwagen zu zählen, die, in allen Farben leuchtend, in militärischer Formation aufgefahren sind. Da glänzt das ewig junge Malerauge. Die treuen Laster bringen täglich 800 000 Berliner Exemplare von Axels Blättern an den Mann!

☆

Aus Genf schreibt Oskar an Axel: „ich habe Sie lieb gewonnen und gleicherweise unseren Freund Walter“ (nicht Ulbricht, sondern Walter Schultz-Dieckmann, den Sonderbeauftragten Axels für Oskars Passion. Oskar: ihm ist „allein das Gelingen des Bildes zu verdanken.“) Das Bild wirkt unpolitisch: eine Stadt im Morgenrot.

***) Alle Zitate sind wörtlich Axel Springers Werbeillustrierten „Kokoschka malt Berlin“ oder der Springer-Presse vom 7. 10. 1966 entnommen.**

Ernst Bloch: Notstand

Rede auf dem Römerberg

Wir kommen zusammen, um den Anfängen zu wehren. Diese kennen wir bereits aus den ersten Sätzen der Notverordnung; die weiteren sollen uns erst später bleich machen. Absicht und Tenor der Sache sind so klar wie unheimlich, auch wenn, ja gerade wenn die Ausführungsbestimmungen, die ergänzenden, noch geheime Reichssache sind. Hier kann auch Wehner nicht beruhigen, nicht abwarten und den bisher üblichen Tee trinken lassen. Die Zeit ist nicht danach, daß sie uns so viel Zeit läßt.

Dagegen scheint und droht es, als würde schon vieles dem Wurm und seinem Loch in der Weimarer Republik ähnlich. Der Art. 48, den der Demokrat Hugo Preuss damals, halb naiv, halb taktisch, in die Verfassung einfügte: wird er post festum Notstand feiern? Er wollte doch gleichfalls die bürgerliche Demokratie den Worten nach im Notfall schützen, und sie wurde am Paragraphen, der sie im Notstand gerade aufhob, juristisch aufgehängt, bis die Nazis sie wirklich aufgehängt haben. Um der Notzeit willen, die ja von der wirklich dirigierenden Macht im Staat so rasch ausgerufen werden kann, wie es ihrem Interesse entspricht, und so bunkergemäß, daß selbst unserem Bonner Parlament Hören und Sehen vergeht. Die subjektiven öffentlichen Rechte, Meinungsfreiheit, Koalitionsrecht, Streikrecht und so fort, können dann, das geht leicht in Deutschland, eliminiert werden; ein Notstand ist immer bei der Hand, sobald ihm nichts fehlt als ausgerufen zu werden. Wobei die richtige Macht auch über keine noch so scheinklug gesponnenen juristischen Zwirnsfäden stolpert, wie man damals mit bestürzender Aktualität sagte, über oppositionelle Sicherungen also. Die sind auch heute pure Selbstberuhigung, bevor Notverordnung erst einmal ein Tor zum rechtsleeren Ausnahmezustand legal geöffnet hat. Es war ahnungslose, zum Teil ahnunglose Kurzsichtigkeit beim Art. 48 damals; nicht so viel verändert wird sie sich wiederholen, wenn wir das dulden, doch wir wollen es nicht dulden.

Eine andere warnende Ähnlichkeit mit der gehabten Weimarer Demokratie und ihrem diktatorischen Ende drängt sich gleichfalls auf. Nämlich die Geringfügigkeit der Achtung, worin (mit Recht) die vorhandene Regierung, doch auch das Parlament, ja die Einrichtung des Parlaments selber jetzt steht. Das kann gewiß günstiger Boden für eine endlich linke, zeitgemäße Auswechslung von Regierung und ebensolcher Parlamentsmehrheit sein; wir alle hier hoffen das. Doch sollte über ein bisheriges, überwiegend unorientiert gehaltenes Konsumvolk wirkliche Wirtschaftskrise kommen, ein immanenterer Notstand als der durch die diversen kalten Kriege und ihre Zündung erzeugte: dann steht vermutlich nicht nur die bisherige Opposition (die so lange keine war) ante portas. Sondern daneben lebt immer noch oder immer wieder oder auch neufrisiert ein schärfer Erinnerndes im Kleinbürgertum. Sucht sich Memoiren auch ohne, gar mit dem symptomatischen, dem skandalösen Spandau-Verdienstorden mit Stern. Und wie wohltuend unterscheidet sich für jede NPD das sichere Millionengeschäft einer anderen Illustrierten, mittels der Lebensgeschichte Emma Sonnemann-Görings, vom überhaupt nicht vorhandenen Interesse an der Todesgeschichte der Rosa Luxemburg. Die wirkliche Macht könnte schließlich merken, daß mit Neu-Faschistischem im Bund noch solidere Geschäfte zu machen wären; der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch, sang Brecht. Und da nicht einmal sicher ist, daß selbst das große C bisheriger Ordnungsparteien vor so etwas behüten kann, so mag auch eine noch so vorsorgliche Aufhebung bürgerlicher Grundrechte uns nicht beruhigen, uns vielmehr entsetzen, mit Erinnerung und Ahnung zugleich. Mit Erinnerung daran, daß hierzulande noch kein Ausnahmegesetz gegen radikales Rechts gerichtet war, immer nur gegen Links, gegen die Seite, wo in Deutschland ohnehin das Herz nicht oft geschlagen hat. Und je diskreditierter parlamentarische Demokratie in bürgerlicher Gesellschaft, desto leichter kann deren Selbstausschaltung in das Land führen, es wenigstens berühren lassen, woraus noch kein Demokrat zurückkam, lebend, unbeschädigt. Worin von einem Ermächtigungsgesetz wirklich ein ausgedehnter Gebrauch gemacht worden ist und nicht nur die Schornsteine der Industrie geraucht haben. Auch eine weniger mörderische Perspektive reicht schon für gebrannte Kinder aus und für die Welt, die den Brand austrat.

Die Spuren also schrecken, wir wollen uns von ihnen endlich aufschrecken lassen. Hegel sagte einmal: das einzige, was aus der Geschichte gelernt werden könne, sei, daß man nie etwas aus ihr gelernt hat; soll das auch jetzt so bleiben? Darum Schluß mit dem bereits mehr als durchsichtigen Notstandsplan: er ist selber der sichtbarste Notstand geworden, sein Anlaß ist an den Haaren herbeigezogen, seine Begründung lauter Nebel machende Ideologie. Wir Wissenschaftler, die den Aufruf gegen den Skandal unterschrieben haben, rufen mit dem einsichtigen überwiegenden Teil der Gewerkschaften zum Protest auf, ehe es zu spät ist. Die alten Herren mit ihrem Artikel 48 haben bereits die Vergangenheit verspielt, die neuen Herren mit ihrem Notstandsunrecht sollen nicht unsere Zukunft verspielen.

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen - Reparaturen
Füllhalter - Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT seit 1868

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT FÜR MEDIZIN

In Kliniknähe, Haltestelle Hochhaus Süd (Hippodrom) der Linien 1, 11, 15, 21

Telefon 61 29 93

Frankfurt Süd 10
Gartenstraße 134

Störfaktor Bevölkerung

Montage: Peter Milger

„Die dichtbesiedelte Bundesrepublik ist durch die Inanspruchnahme von Gelände für Verteidigungszwecke ohnehin schon bis zur Tragfähigkeit belastet. Eine noch stärkere Konzentration von Truppen allein in ihrem westlichen Teil würde schon der Raumbeschaffung kaum lösbare Probleme stellen. Zudem müßte, falls nur ein Teil des Landes verteidigt werden sollte, schon bei Beginn jeglicher Kampfhandlungen mit Absetzbewegungen der Bevölkerung gerechnet werden, die alle strategischen Maßnahmen gefährden würden."

(Aus: „Information für die Truppe")

Der „Spiegel" unterhält sich mit dem schleswig-holsteinischen Innenminister, Hartwig Schlegelberger, über die Evakuierung im dritten Weltkrieg. Zwei Emigranten, Kalle und Ziffel, unterhalten sich über die Evakuierung im zweiten Weltkrieg. (Zitiert nach „Der Spiegel"; Bertolt Brecht: Flüchtlingsgespräche)

Ziffel: Alle großen Ideen scheitern an den Leuten, eine große Idee ist der totale Krieg.

Spiegel: Herr Minister, in Dänemark haben Berichte Aufsehen erregt, wonach die schleswig-holsteinische und ein Teil der Hamburger Bevölkerung im Kriegsfall nach Jütland in Sicherheit gebracht werden sollen.

Schlegelberger: Ich bedaure ein wenig, daß diese Frage der Evakuierung so hochgespielt worden ist.

Spiegel: Würden Sie uns erläutern, wer wann wohin gebracht werden soll?

Schlegelberger: Man würde (aber) versuchen, nur in dem wirklich notwendigen Rahmen zu räumen – einmal zum Schutz der Bevölkerung, aber auch, um nicht die operativen Maßnahmen unserer Truppen zu behindern.

Ziffel: Haben Sie gelesen, wie jetzt in Frankreich die Zivilbevölkerung dem totalen Krieg in die Quere gekommen ist? Sie hat alle Pläne der Heeresleitung über den Haufen geworfen, heißt es. Sie hat die militärischen Operationen gehindert, indem die Flüchtlingsströme den Truppenbewegungen die Straßen verstopft haben. Die Tanks sind in den Menschen stecken geblieben, nachdem man endlich Konstruktionen erfunden hat, die nicht einmal in knietiefem Morast stecken bleiben und einen Wald umreißen können. Die hungrigen Leute haben den Truppen die Eßvorräte weggefressen, so daß sich die Zivilbevölkerung geradezu als Heuschreckenplage erwiesen hat. In der Zeitung schreibt ein Militärsachverständiger besorgt, die Zivilbevölkerung ist zu einem ernsten Problem für die Militärs geworden.

Kalle: Für die Deutschen?

Ziffel: Nein, für die eigenen: die französische Bevölkerung für die französischen Militärs.

Kalle: Das ist Sabotage.

Spiegel: Wenn sich die Flüchtlinge erst in Bewegung setzen, wenn vorne schon gekämpft wird, ist es zu spät. Die Flüchtlinge werden gefährdet und die eigenen Truppen behindert.

Schlegelberger: Richtig, der Abmarsch darf nicht zu spät kommen, weil er dann genau in die Kampfhandlungen hineingerät. Er müßte, im Grunde genommen, vor Ausbruch der kriegerischen Ereignisse beendet sein.

Ziffel: Was nützen die gewissenhaftesten Berechnungen der Stäbe, wenn sich immer wieder das Volk dazwischendrängt und den Kriegsschauplatz unsicher macht? Kein Kommando, keine Verwarnung, kein gütliches Zureden, kein Appell an die Vernunft scheint da geholfen zu haben. Kaum sind feindliche Flieger mit Brandbomben über einer Stadt erschienen, so ist schon alles, was Beine hatte, aus ihr herausgelaufen, ohne sich den geringsten Gedanken darüber zu machen, daß dadurch die militärischen Operationen empfindlich gestört wurden. Rücksichtslos haben sich die Bewohner zur Flucht gewandt.

Kalle: Was ist da schuld?

Ziffel: Man hätte rechtzeitig an die Evakuierung des Kontinents denken müssen. Nur die restlose Entfernung der Völker könnte eine vernünftige Kriegsführung mit voller Ausnutzung der neuen Waffen ermöglichen. Und es müßte eine Dauerevakuierung sein, denn die neuen Kriege brechen blitzschnell aus, und wenn dann nicht alles bereit, das heißt weg ist, ist alles verloren. Und die Evakuierung müßte auf der ganzen Welt vorgenommen werden, denn die Kriege breiten sich rasend aus und man weiß nie, wohin die Vorstöße folgen.

Spiegel: Wo wollen Sie die Flüchtlinge am Zielort unterbringen?

Schlegelberger: Bitte, bedenken Sie doch, daß die Evakuierten in ihre unmittelbare Nachbarschaft kommen. Man kennt sich doch. Schwieriger wird es allerdings, wenn der Flüchtling in eine ihm unbekannte Gegend kommt.

Kalle: Evakuierung auf der ganzen Welt für dauernd? Das braucht Organisation.

Ziffel: Es existiert eine Anregung des Generals Amadeus Stulpnagel, die wenigstens als provisorische Zwischenlösung in Betracht käme. Der General schlägt vor, daß man die eigene Zivilbevölkerung mit Transportflugzeugen und Fallschirmen hinter die feindliche Frontlinie ins Feindesland absetzt. Das hätte eine doppelte Wirkung im erwünschten Sinn. Erstens würde so der eigene Organisationsraum frei gemacht, so daß der Abmarsch reibungslos erfolgen kann und die Lebensmittel dem Heer restlos zugutekommen, zweitens würde die Verwirrung in die feindliche Etappe getragen. Die Zumarschstraßen und Kommunikationslinien des Gegners würden blockiert.

Kalle: Das ist das Ei des Kolumbus! Wie der Führer gesagt hat: die Kolumbuseier liegen auf der Straße herum, es muß nur einer kommen und sie auf den Kopf stellen, womit er auf sich angespielt hat.

Ziffel: Die Idee ist echt deutsch in ihrer Kühnheit und unkonventionellen Art. Aber sie ist keine endgültige Lösung des Problems. Denn natürlich würde zur Wiedervergeltung der Feind sofort seine Bevölkerung ebenfalls in Feindesland werfen, denn der Krieg steht und fällt mit dem Satz „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Eins ist sicher, wenn der totale Krieg nicht Zukunftsmusik bleiben soll, muß da eine Lösung gefunden werden. Die Frage steht einfach so: entweder wird die Bevölkerung abgeschafft, oder Krieg wird unmöglich. Irgendwann, und das bald, muß die Entscheidung getroffen werden.

Spiegel: Werden nicht eben deshalb viele Leute versuchen, auf eigene Faust dem Krieg zu entkommen – etwa über die dänische Grenze?

Schlegelberger: Also, in all unserer Planung ist ein unbekannter Faktor: der Mensch. Wir können noch so viel anordnen – wir wissen nicht, wie er in einer Katastrophenstimmung reagiert.

Ziffel: Alle großen Ideen scheitern an den Leuten.

---

politische bücher

Dekolonisation

Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde, Mit einem Vorwort von Jean Paul Sartre, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 1966, DM 12,–.

„Los, meine Kampfgefährten, es ist besser, wenn wir uns sofort entschließen, den Kurs zu ändern. Die große Nacht, in der wir versunken waren, müssen wir abschütteln und hinter uns lassen" (S. 239). Diese Worte stellt Fanon, algerischer Freiheitskämpfer, Kolonisierter aus Französisch-Martinique und promovierter Sorbon-Student ans Ende seines letzten Buches. Es ist das politische Testament eines farbigen Dekolonisateurs, der seinen afrikanischen Brüdern den Freiheitskampf lehrt wie Mao, und wie dieser daran glaubt, daß die Gewalt der Schlüssel zur Freiheit ist.

Nach Veröffentlichung zweier Bücher über den algerischen Krieg, geht Fanon in den „Verdammten dieser Erde" über die lokale algerische Szene hinaus. Er spricht von dem allgemeinen Problem der Dekolonisierung der Dritten Welt, d. h. die Dritte Welt und ihr Kampf um Freiheit hat sich zum Teil mit Fanon erst bewußt definiert. Das Buch ist kein wissenschaftliches im Sinne positiver Wissenschaften, obwohl es weitgehend die Überzeugungskraft wissenschaftlicher Argumentation übertrifft. Das Problem der Dekolonisierung fügt sich nicht dem partikularen Zugriff einzelner Wissenschaften. „Die Verdammten dieser Erde" ist das Buch eines Militanten, geschrieben für seine Kampfgefährten, um ihnen bei der unumgänglichen theoretischen Klärung ihrer Situation zu helfen.

Der erste Abschnitt des Buches handelt „Von der Gewalt". Fanon stellt eindringlich dar, wie das Kolonialsystem den Kolonisierten als Menschen total verneint. Diese totale Entmenschlichung kann nur durch die Gewalt aufgehoben werden, weil nur in der gewaltsamen Liquidierung des Kolonialsystems der Kolonisierte seine Menschlichkeit begründen kann. Außerdem schafft die durch den Kampf erzwungene Solidarität die notwendige Homogenität der neuen Gesellschaft, die nicht in religiösen Differenzen und Stammesfehden steckenbleiben will. Fanon schildert genau, wie dieser Integrationsprozeß vor sich geht.

Im zweiten Abschnitt geht Fanon mehr auf die Strategie der kolonialen Revolution ein. Er klagt die nationale Bourgeoisie, die sich unter dem Kolonialregime gebildet hat, an, sie verrate ihre Aufgabe als Führer des nationalen Befreiungskampfes. Er erklärt, wie diese nationale Bourgeoisie, in reine Vermittlungsfunktion zu ausländischen Kapitalinteressen gestellt, nicht die Rolle spielen kann, die in Europa die dortige Bourgeoisie für den Aufbau eines industriellen Potentials erfüllt habe. Fanon spricht von der Rolle der nationalen Partei, die sich nicht zum Diener dieser ausbeutenden einheimischen Klasse machen dürfe, sondern die das intuitive Wissen der kolonisierten Massen um die Notwendigkeit der totalen Liquidierung des Kolonialsystems aufzunehmen habe. Die ländlichen Massen, die ihre Subjektivität dem kolonialen Zugriff weitgehend entziehen konnten, entdeckten am schnellsten, daß sich nur die Gewalt bezahlt macht. Mit diesen ländlichen Massen müßten die revolutionären Intellektuellen die ihnen vom Kolonialherrn aufgezwungenen elitären Vorstellungen aufgeben und können sich mit den revolutionären Massen vereinen, während sie vorher stets mit vorgefertigten Modellen Schiffbruch erlitten. Fanon empfiehlt: „Die Führer kommen dahin, die Bewegung als spontane Erhebung abzulehnen und sie in einen revolutionären Krieg zu verwandeln" S. 105).

Ein weiteres Kapitel handelt von der kulturellen Erneuerung der bisher kolonisierten Welt, bei der die Gefahr auftauche, daß dem Anspruch des Abendlandes, alleiniger Vertreter humanistischer Werte zu sein, ein ebenso rassistisches Modell afrikanischer und asiatischer Werte entgegengestellt wird. Fanon zeigt, daß eine kulturelle Erneuerung nur durch den kulturellen Kampf selbst entstehe, und daß deshalb alles kulturelle Bemühen der Dritten Welt nur als Beitrag zur Bewußtmachung der revolutionären Aufgabe zu begreifen sei. Im letzten Abschnitt demonstriert Fanon an der Beschreibung einzelner klinischer Fälle eindringlich, wie der Befreiungskampf sowohl bei den Folterknechten des Kolonialsystems als auch bei den Revolutionären bleibende psychische Schäden hinterläßt, die auf beiden Seiten ernsthafte Gefahren für das zukünftige Zusammenleben darstellen.

Die Geschichte nach 1961 hat einige Thesen Fanons in Frage gestellt. Sie können wohl unmittelbar nur für die Länder gelten, wo wirklich eine kolonisierende weiße Siedlerschaft oder westliche Kapitalinteressen in Form von Industrieanlagen vorkommen, was einen bewaffneten Konflikt sinnvoll erscheinen läßt. In den meisten afrikanischen Ländern, die von der einheimischen Landwirtschaft bestimmt sind, besteht die Abhängigkeit von den für Afrika ungünstigen terms of trade (Beziehung der Preise der Exportgüter zu denen der Importgüter), die mit unmittelbarer Gewalt nicht aufgehoben werden können. Deshalb kann Fanons Buch nicht beanspruchen, eine allgemeine Theorie der Dekolonisierung der Dritten Welt zu liefern.

Aber auch die Lage Algeriens, wo dieser bewaffnete Kampf stattgefunden hat, lassen die Kraft der Solidarität, die durch den Befreiungskampf zwischen politischer Führung und Massen hervorgebracht werden konnte, fraglich erscheinen. Man muß aber die Erfahrungen Fanons ernst nehmen. Seine Beispiele aus dem algerischen Krieg, die die soziale Regenerationsfähigkeit des kämpfenden Volkes beweisen, sind zu überzeugend. Wenn trotzdem nach einigen Jahren der Unabhängigkeit tiefe Differenzen zwischen Partei und Armee, zwischen Stadt und Land, zwischen Herrschenden und Beherrschten auftreten, kann man die Gewalt der reaktionären Kräfte ermessen, die ein geeintes Volk wieder zerbrechen lassen. Wir können nicht billig mit diesen Kräften argumentieren. Nach der Unabhängigkeit ist sofort das Maß gesellschaftlicher Vermittlung angestiegen, die Länder spüren ihre ökonomische Abhängigkeit vom Weltmarkt. In die Analyse dieser globalen Abhängigkeiten der einzelnen Länder wäre einzutreten. Das Buch Frantz Fanons könnte der Analyse die Richtung weisen. Dabei wäre etwa die Tendenz der Welthandelspolitik Deutschlands aufzuzeigen, die Dekolonisierung auf weltweiter Ebene zu hemmen und die jungen Staaten in ihrer Abhängigkeit zu belassen.

Daß Fanons Kritik des europäischen Kolonialismus in Afrika sich streckenweise liest wie eine Analyse des amerikanischen in Asien, verleiht heute, fünf Jahre nach dem Tode des Autors, dem Buch frappierende Aktualität. Andererseits zählt „Die Verdammten dieser Erde" – neben den Schriften Maos – schon heute zu den Klassikern der gewaltsamen Dekolonisation.

U. Billerbeck

Afrikakunde

Jean Ziegler: Politische Soziologie des Neuen Afrika. Ghana, Kongo-Leopoldville, Ägypten. Aus dem Französischen von Alex von Platen. Nymphenburger Verlagshandlung, München, 1966, 315 S., DM 17,80.

Die Übersetzung, dies gleich vorweg, steht auf keinem Ruhmesblatt. Wenn z. B. der von Sartre stammende existenzialistische „homme de besoin" mit „dienender Mensch" übersetzt wird und „société civile" mit „Zivilgesellschaft", so gibt der Übersetzer zu erkennen, daß er zwar Deutsch und Französisch, vom Fach aber wenig versteht. Solche Verwirrung geht freilich auch auf die Kappe des Autors, denn Zieglers terminologische Cocktails, gemixt aus marxistischen und existenzialistischen Begriffsbeständen, können möglicherweise auch ahnungsvollere Übersetzer aus dem Gleichgewicht bringen.

Vom Schlendrian der Termini blieb leider auch die theoretische Grundlage des Buches nicht verschont. Was von der marxschen Politischen Ökonomie, nach deren Muster die politischen Phänomene Ghanas, Kongos und Ägyptens transparent werden sollten, übrig blieb, ist kaum mehr als der Jargon. Wer, Marx oder Marxistisches auf den Lippen, die politische Soziologie eines Landes analysiert, ohne deren ökonomische Bedingtheit zu verstehen, verfährt nach einem schon von Schopenhauer beklagten Rezept: er mahlt Mehl aus Spreu.

Natürlich mag dennoch manchem Zieglers Arbeit verdienstvoll erscheinen. Als Materialsammlung. Aber gerade angesichts der Datenfülle, des vollgestopften Zettelkastens, wiegt der Mangel an Theorie, methodologischer Raffinesse und terminologischer Prägnanz doppelt schwer.

Tirmiziou Diallo

citroën 2cv

Robust, verläßlich, in der ganzen Welt bewundert: CITROËN 2CV, der sichere Kleinwagen mit dem hohen technischen Niveau aller CITROËN-Automobile.

citroën

Neuwagen – Gebrauchtwagen – Ersatzteile – Kundendienst

AUTOHAUS GOLDBACH

Frankfurt am Main

Mainzer Landstraße 151-153 – Telefon: 23 51 67 - 23 50 31 - 23 67 98

2 CV-Spezial-Werkstatt: Raimundstraße 100

kurz notiert

Honnef-Förderung 1967 unverändert

Für die Studentenförderung nach dem Honnefer Modell sind im Haushaltsentwurf 1967 genau wie im laufenden Haushalt 61 Mio DM veranschlagt. Auswirkungen einer Reform des Honnefer Modells, insbesondere einer Anhebung des Förderungsmeßbetrages sind dabei nicht berücksichtigt worden.
Der Bundesminister des Innern, der für die Studentenförderung zuständig ist, befürwortet jedoch eine Anhebung des Förderungsmeßbetrages, wie von unterrichteter Seite verlautet (Im Bundestagsausschuß für Wissenschaft, Kulturpolitik und Publizistik wird von der Mehrheit eine Anhebung auf DM 350 monatlich befürwortet, während eine Minderheit von 320 DM spricht). Bis jetzt fehle aber noch eine Übereinkunft mit den Ländern über einen neuen Förderungsmeßbetrag sowie eventuell eine neue Bemessungsgrundlage für die Elternfreibeträge. Sollte es noch mit Wirkung für das Haushaltjahr 1967 zu einer Anhebung des Meßbetrages und der Freibeträge kommen, so werde es voraussichtlich zu einem Nachtragshaushalt kommen, sofern eine Berücksichtigung in den parlamentarischen Beratungen des Haushalts nicht mehr möglich sei. akd

Zulassung zur Promotion

Ergänzend zu unserer Nachricht „Rechtsanspruch auf Promotion" (DISKUS 6, S. 7) teilt uns Professor Geck mit: „Ich bejahe natürlich keinen Rechtsanspruch auf *Promotion*, sondern lediglich auf die *Zulassung zur Promotion*".

Liberalität

In einer für die Franko-Diktatur ungewöhnlich milden Weise hat der Staatsgerichtshof in Madrdi den Vorsitzenden der Studentenschaft der Universität Pamplona von der Anklage freigesprochen, im Mai 1966 einer der Rädelsführer einer Studentenkundgebung in Pamplona gewesen zu sein. Die Kundgebung, welche nach Ansicht des Staatsgerichtshofes eine friedliche Meinungsäußerung beinhaltete, jedoch keinen Akt der Rebellion oder Staatsgefährdung darstellt, sollte die Freilassung der in Barcelona verhafteten Studenten erwirken. Die Staatsanwaltschaft hatte sieben Jahre Gefängnis beantragt. Verteidiger des Angeklagten war der *Dekan der juristischen Fakultät* der Universität Pamplona. info

Unabhängigkeit = demokratische Freiheit?

Auf Anordnung des Staatspräsidenten von Tansania, Nyerere, wurden 300 Studenten von der Universität Daressalam relegiert. Sie hatten gegen einen Gesetzentwurf protestiert, welcher vorsieht, daß bestimmte Kategorien von Jugendlichen einem nationalen „Jugenddienst", der dem Reichsarbeitsdienst unseliger Zeiten vergleichbar ist, unterworfen werden sollen.
info

Forschungsetat 1967 um 20% erhöht

Im Regierungsentwurf für den Bundeshaushalt 1967 ist eine Steigerung des Etats des Bundesforschungsministerium (Einzelplan 31) um 279 Mio DM auf 1618,56 Mio DM eingeplant. Das bedeutet eine Erhöhung um 20%. Im einzelnen sollen nach dem Regierungsentwurf die Mittel für allgemeine wissenschaftliche Forschung um rund 137 Mio DM, die Mittel für die Atomkernenergieforschung und -nutzung um fast 89 Mio DM und die Mittel für die Weltraumforschung um knapp 50 Mio DM erhöht werden. Nachträgliche Änderungen sind für den Wissenschaftsetat, soweit bis jetzt bekannt ist, nicht beabsichtigt. Im Streit um den Bundesanteil am Einkommen- und Körperschaftsaufkommen wird allerdings von verschiedener Seite die Frage aufgeworfen, ob bei einer Kürzung des Bundesanteils bestimmte Leistungen des Bundes an die Länder, darunter die Zuschüsse für den *Hochschulausbau* und die *Studienförderung*, gekürzt werden müßten, obwohl der Bund bereit ist, sich nach Maßgabe des Wissenschaftsrates an der Finanzierung neuer wissenschaftlicher Hochschulen zu beteiligen.
Obwohl jede Erhöhung des Wissenschaftsetats mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit unseres Landes zu begrüßen ist, hat sich die Bundesregierung nicht gerade ein Ruhmesblatt erworben, wenn man den Wehretat (22 Mrd DM) mit dem immer noch zu kleinen Wissenschaftsetat (1,6 Mrd DM) vergleicht. akd

Kritik an Konstanz

Scharfe Kritik an den Plänen, die Rechtswissenschaft an der neuen Universität Konstanz als „Ergänzung" der empirischen Sozialwissenschaften zu behandeln, übte der Kölner Strafrechtler Professor Dr. Richard Lange in der neuesten Nummer der Juristenzeitung. Lange schreibt: „Konstanz ist ein großer Wurf. Die Rechtswissenschaft verfehlt er gänzlich."
akd

Nieder mit »deutsches panorama«! Ekelhaft sachlich, durch und durch demokratisch, widerwärtig konstruktiv! Weg damit! Nicht empfehlenswert!

(jedenfalls nicht für Hemmungslose!)

deutsches panorama

Für Sie alle 14 Tage neu.

Überall erhältlich.

Fordern Sie ein Probeheft an.

2 Hamburg 50 Königstraße 28

Unbekannte Kenntnisse

Politische und andere Bildungen im Deutschen Gewerkschaftsbund

Unsere Volksschulen sind in weiten Teilen der Bundesrepublik „verzwergt", ein Berufsausbildungsgesetz läßt auf Grund unschöner Langeweile der Bundesregierung und des Bundestages auf sich warten, unsere Hochschulen und Universitäten sind überfüllt und Abhilfe ist wegen der angespannten Lage der Haushalte des Bundes und der Länder bislang nicht in Sicht. Unbemerkt von weiten Teilen der akademischen Öffentlichkeit ist ein nicht staatliches Ausbildungswerk entstanden, das von der größten Interessengruppe unserer Gesellschaft, den Gewerkschaften, ins Leben gerufen wurde und finanziert wird.

Die Größe dieser Organisationen spiegelt sich in den Aufwendungen der Einzelgewerkschaften für die Ausbildung wider. Im Jahre 1964 gaben die Industriegewerkschaft Metall 7 Millionen DM, die IG Bau, Steine und Erden 1,2 Millionen DM, die Gewerkschäft ÖTV 0,6 Millionen DM, die Gewerkschaft Nahrung, Genuß und Gaststätten 367 000 DM und die Gewerkschaft Holz 271 000 DM für Bildung aus.
Aus der Diskrepanz dieser Zahlen läßt sich die Heterogenität der Leistungen der einzelnen Gewerkschaften ersehen. Zumal die kleineren Gewerkschaften befürchten, nicht länger Schritt halten zu können, und befürworten deshalb eine Zusammenfassung der Bildungseinrichtungen unter dem Dachverband, dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB), um einer existenzbedrohenden Strapazierung ihrer Kassen aus dem Wege zu gehen.

Variierend, den verschiedenen Ausbildungszielen gemäß, hat man verschiedene Ausbildungsformen gefunden, deren intensivste ein Lehrgang in einem Internat ist. Wie hoch der Wert dieser Institutionen eingeschätzt wird, mag man daraus ersehen, daß der DGB vier, die IG Metall fünf Internate unterhält, und die IG Metall acht weitere plant bzw. baut. Die historisch älteste Form der Schulung innerhalb der Organisationen sind Abendkurse nach Feierabend. Seit neuerer Zeit wird eine Kooperation mit wissenschaftlichen Instituten angestrebt, z. B. in der Frage der wirtschaftlichen Umstrukturierung des nordrhein-westfälischen Industriegebietes, zur Erarbeitung eines theoretischen Konzeptes der Pädagogik in der Erwachsenenbildung und in verfassungsrechtlichen Fragen bei der Notstandsgesetzgebung. Den weitesten Personenkreis spricht das Berufsfortbildungswerk an. Seine Aufgaben sind, den teilweise katastrophalen Ausbildungsstand der Lehrlinge zu verbessern (um einen mehr als ausreichenden Wissensstand für den Erwerb des Gesellenbriefes zu sichern), den Gesellen bei der Vorbereitung der Meisterprüfung behilflich zu sein und schließlich den Informationsstand der Meister über neue Entwicklungen auf dem jeweiligen Fachgebiet auf dem laufenden zu halten (Materialkenntnisse neuer Werkstoffe usw.). Zunehmend wichtiger wird die Umschulung von Arbeitskräften, die auf Grund von Rationalisierungsmaßnahmen sonst mit einem minder bezahlten Arbeitsplatz vorlieb nehmen müßten.

In die Öffentlichkeit hinein wirkt die Stiftung „Arbeit und Leben", die sich in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen der Erwachsenenbildung um die staatsbürgerliche Bildung bemüht. Den eigentlich gewerkschaftlichen Teil der Fortbildungsarbeit stellt die Schulung der Betriebsratsmitglieder und der Vertrauensleute dar. Diese Menschen werden für die Akkordfestsetzung in Arbeitsstudien geschult, was Leistungsschätzung beim einzelnen Arbeitnehmer sowie die Zeitaufnahme der Arbeitsgänge beinhaltet. Um den Kolleginnen und Kollegen mit Rat und Tat zur Seite treten zu können, müssen sie in den Fragen des Arbeits- und Sozialrechts geschult sein. In diesem Bereich sind auch eingehende Kenntnisse des sprichwörtlich komplizierten Steuerrechts und der nicht minder verwickelten Rentenberechnungen erforderlich. Auf allen Organisationsebenen von dem Ortsausschuß bis hin zum Dachverband entwickelt sich Ausbildungsaktivität.

Natürlich haben die Ausbildungsbereiche innerhalb der verschiedenen Gewerkschaften jeweils unterschiedliches Gewicht, denn die Einzelgewerkschaften verfolgen unterschiedliche politische Ziele. Am wenigsten vereinbar mit dem akademischen Ideal der Wertfreiheit ist das Ausbildungsziel der IG Chemie, Papier, Keramik. Sprecher dieser Organisation bezeichnen es als ihr Ziel, die Kritikfähigkeit des einzelnen Arbeitnehmers an den Machtfaktoren dieser Gesellschaft zu schulen, damit er in die Lage gesetzt wird, den Widerspruch zwischen dem gegenwärtigen Gesellschaftsbild und der Stellung des Arbeitnehmers zu empfinden und zu erkennen, wie weit der Arbeitnehmer an der Peripherie der Gesellschaft angesiedelt ist.

Der Auffassung der IG Bau, Steine, Erden gemäß, den Arbeitgeber wohl als gesellschaftlichen Gegenspieler, nicht jedoch als Feind zu betrachten, und deshalb eine Revision des Klassenkampfgedankens zu betreiben, steht im Vordergrund der Bildungsarbeit dieser Organisation, die den Einzelnen mit den Veränderungen am Arbeitsplatz vertraut zu machen und diese zu interpretieren. Außerdem wird starkes Gewicht auf die zweckgebundene Fortbildung im Beruf gelegt. Diese Auffassung begünstigt eine wertfreie Betrachtung der soziologischen Gegebenheiten in der Anschauung derer, die den politischen Kurs dieser Organisation festlegen.

Ungefähr in der Mitte zwischen diesen Extremen bezieht die IG Metall ihre Stellung. Ziel dieser Organisation ist es, Bildungs- und Gewerkschaftsarbeit so miteinander zu verklammern, daß eine Integration der Gewerkschaft in die innerbetriebliche Wirklichkeit gelingt. Schon früh hat sich diese Gewerkschaft mit den Fragen der Automation befaßt und kam zu dem Ergebnis, daß diese Fragen lösbar sind, und war dann, wenn der einzelne Arbeitnehmer einen hohen Stand an fachlichen Kenntnissen an den Arbeitsplatz mitbringt. Insgesamt ist dem landläufigen Bild, die IG Metall stelle die radikalste der Einzelgewerkschaften dar, zu widersprechen, da in diesem Bild gesellschaftliche Größe und Radikalität miteinander verwechselt werden. Die kleineren Gewerkschaften ordnen sich innerhalb dieses Fächers von verschiedenen Ansichten an verschiedenen Punkten ein.

Die Stiftung „Arbeit und Leben" glaubt nicht, daß mit der Schulung in Fragen der einzelnen Berufszweige einerseits und Fragen der Innenpolitik und Sozialpolitik andererseits, getan sei. Darüber hinaus kann ein Bürger in einem demokratischen Gemeinwesen außenpolitischer Kenntnisse nicht entraten, um wohlabgewogene Wahlentscheidungen fällen zu können.

Eine kürzlich unter Arbeitnehmern durchgeführte Umfrage, in der die Beliebtheit der einzelnen Ausbildungsprogramme erkundet werden sollte, ergab jedoch, daß die zweckgebundene Berufshilfe und Berufsfortbildung wesentlich beliebter war als die staatsbürgerliche Bildung, die sogar für überflüssig gehalten wurde.

Von allen Bildungsprogrammen werden gegenwärtig in ungefähr 1100 verschiedenen Kursen, die durchschnittlich 30 Zuhörer aufweisen, grob gerechnet 33 000 Menschen angesprochen.

Die Gewerkschaften sehen es als ihr Ziel an, neben der Vermittlung von Fachkenntnissen und einer angestrebten Reform der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in dem Einzelnen ein Empfinden für den Wert einer freiheitlichen Ordnung und die Bekenntnisbereitschaft zu einem demokratischen Staat zu wecken.

Der Zeitraum freilich, der über Erfolg und Mißerfolg solcher Bemühungen ein endgültiges Urteil gestattet, muß länger angesetzt werden, als die knapp 20 Jahre, die den Gewerkschaften bisher zur Verfügung standen.

Manfred Forschner

Rat gegen Bildungsnot

Eine Kommission, deren Gutachten mit Spannung erwartet werden

Es wird viel von Bildungsnotstand in der Bundesrepublik gesprochen. In einer Welt, die sich ständig wandelt, die uns beinahe täglich neue Erkenntnisse bringt und viele vor neue Aufgaben stellt, ist die Bildung des Volkes eine Lebensnotwendigkeit. Darunter ist Bildung im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen. Es geht nicht nur darum, Schulbuchwissen zu vermitteln — obwohl das sehr wichtig ist —, sondern Bildung in jenem übergeordneten Sinn, die uns die Welt und die Rolle der Menschen und Völker begreifen läßt.

Das Bildungswesen der Bundesrepublik ist föderalistisch aufgebaut. In der Praxis bedeutet das: der Kultusminister jedes Bundeslandes ist für Kultur- und Bildungsfragen in seinem Lande verantwortlich. Die Bundesregierung hat — theoretisch — nur wenige Befugnisse auf dem Gebiet der Kulturpolitik. Praktisch aber fallen ihr trotzdem besondere Aufgaben zu, die sich schon aus der Tatsache ergeben, daß viele Probleme sich nur „auf Bundesebene" lösen lassen, wenn es nicht zu einem heillosen Durcheinander kommen soll.

Eine Zusammenarbeit war bisher schon gegeben durch die „Ständige Konferenz der Kultusminister", eine Institution, in der die Kultusminister der Länder ihre Kulturpolitik weitgehend über die Landesgrenzen hinweg koordinieren. Neben den Schwierigkeiten, die sich aus dem föderativen Aufbau unseres Erziehungswesens ergeben, gibt es jedoch noch eine Anzahl von grundlegenden Mängeln im deutschen Bildungswesen, die nicht allein durch organisatorische und verwaltungstechnische Zusammenarbeit zu beheben sind. Wird das deutsche Bildungswesen überhaupt noch den Anforderungen unserer Zeit gerecht? Ist unser Schulsystem etwa veraltet? Sollten unsere Universitäten nicht neu gegliedert werden? Wie viele neue Universitäten brauchen wir? Wie sollen Lehrer ausgebildet werden? Wie können wir erreichen, daß mehr junge Menschen als bisher eine höhere Schule besuchen? Soll es neben dem Abitur, als Voraussetzung für das Studium, noch weitere Möglichkeiten geben, die Universität oder eine Hochschule zu besuchen? In anderen Staaten sind solche Fragen ebenfalls aktuell. In den USA und in der Sowjetunion wurden Bildungs- und Ausbildungssysteme eingeführt, die dem unseren zumindest auf Teilgebieten überlegen sind. Diese Länder sind offensichtlich besser als wir in der Lage, der Wissenschaft und der Wirtschaft qualifizierten Nachwuchs zur Verfügung zu stellen. Nach vielen Diskussionen und langen Überlegungen wurde in der Bundesrepublik nun der Deutsche Bildungsrat gegründet. Er soll umfassende Pläne für Reformen des Bildungswesens in unserm Land ausarbeiten und alle damit zusammenhängenden Fragen zu beantworten versuchen. Der Deutsche Bildungsrat besteht aus zwei Kommissionen: der Bildungskommission und der Regierungskommission. Die wichtigste Arbeit hat die Bildungskommission zu leisten. Sie soll Bildungspläne ausarbeiten, soll errechnen, welche finanziellen Mittel zu ihrer Verwirklichung erforderlich sind und soll auf längere Sicht planen. Das Ergebnis ihrer Arbeit legt die Bildungskommission dann der Regierungskommission vor, die nachprüft, ob sich die Pläne auch verwirklichen lassen. Mit anderen Worten: die Regierungskommission bringt die Vorschläge der Bildungskommission mit den politischen und finanziellen Mitteln in Einklang. Erst dann werden die Pläne dem Bund und den Ländern vorgelegt. Die Bildungskommission besteht aus 18 Mitgliedern, die vom Bundespräsidenten berufen werden. 14 davon werden von den Ministerpräsidenten der Länder benannt, vier durch die Bundesregierung. Es handelt sich um Persönlichkeiten, die nicht nur über das nötige Fachwissen verfügen, sondern auch über genügend Autorität, die Ergebnisse ihrer Arbeit der Öffentlichkeit gegenüber nachdrücklich zu vertreten. Vorsitzender der Bildungskommission ist der Historiker Prof. Karl Dietrich Erdmann. Leider gehört nur eine einzige Frau dieser Kommission an: Frau Dr. Emilie Stahl. Vorsitzender der Regierungskommission ist der hessische Kultusminister Professor Ernst Schütte. In der Regierungskommission sitzen Vertreter von Bund Ländern und Gemeinden. Der Deutsche Bildungsrat steht vor großen Aufgaben.

R. R.

Lernverhalten der Frau

Die Bundesregierung untersucht die Bildungsfrage in der Frauenenquete

Unter den wirtschaftlichen Zwängen der letzten fünfzig Jahre hat sich das Bild der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft gewandelt. Das Grundgesetz fordert, daß niemand wegen seines Geschlechts benachteiligt werden darf. Tatsächlich finden wir noch zahlreiche Vorurteile, die mit verschiedener Festigkeit in dem Bewußtsein der unterschiedlichen sozialen Schichten verankert sind. Einen Überblick darüber, wieviel Arbeit bis zur vollständigen Gleichberechtigung der Frau noch geleistet werden muß, ehe die Gesellschaftswirklichkeit dem Denkmodell angeglichen ist, gibt der „Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen im Beruf" (Frauenenquete), der auf Grund eines Bundestagsbeschlusses vom 9. Dezember 1964 ausgearbeitet wurde.

Im einzelnen stellt der Bericht fest: Der Anteil der Mädchen, der weiterführende Schulen besucht, stagniert. Während fast ebenso viele Mädchen wie Jungen von der Hauptschule auf das Gymnasium oder die Realschule überwechseln, sinkt der Anteil der Mädchen mit den höheren Klassen. Ein beachtlicher Teil der Mädchen beschließt die Gymnasialausbildung mit dem 10. Schuljahr. Von den Sextanern erreichen 55 Prozent der Jungen das Ausbildungsziel, während nur 44 Prozent der Mädchen die Abiturprüfung ablegen.
Zur Abiturientenzahl stellt der Bericht fest, die Abiturientenquote habe sich im Zeitraum von 1950 bis 1964 um mehr als die Hälfte erhöht (4,2 % = 1950; 7,3 % = 1964). Der relative Anteil der Mädchen betrug 1950 33,9 Prozent, sank bis 1953 auf den Tiefstand von 29,7 Prozent und stieg dann bis 1964 auf 36,5 Prozent. Von Mädchen werden nur in geringem Maße die Möglichkeiten des zweiten Bildungsweges genutzt. Die Abendrealschulen verzeichnen einen Anteil von nur 19,3 Prozent weiblicher Besucher, die Abendgymnasien gar nur von 18,2 Prozent. Die Abendgymnasien melden eine leicht rückläufige Quote.

Von den 258 000 Studenten des Jahres 1964 waren 61 000 oder umgerechnet 23,9 Prozent weiblichen Geschlechts (1950: 16,5 %). Gestiegen ist der Frauenanteil vor allem an den Universitäten, nämlich von 17,4 Prozent im Jahre 1954 auf rund 29 Prozent im Jahre 1964. An den Technischen Hochschulen stellen die Studentinnen nur ein gutes Zwanzigstel (= 5 %). Etwa die *Hälfte* der Studentinnen wollen Lehrerin oder Ärztin werden, überwiegend Frauen studieren weiterhin Pharmazie, auch wenn die Tendenz leicht rückläufig ist. Der niedrige Anteil in den Naturwissenschaften ist relativ konstant.
Für die soziale Herkunft ist aufschlußreich, daß die Studentinnen zu 55 Prozent vorwiegend durch ihre Eltern das Studium finanzieren, während bei nur 45 Prozent der Studenten das Studium vorwiegend durch die Eltern finanziert wird. 15 Prozent der männlichen aber 24 Prozent der weiblichen Honnef-Stipendiaten im Winter-Semester 1962/1963 hatten Väter mit Hochschulabschluß. Aus Arbeiterfamilien stammten 17,5 Prozent der männlichen und nur 10 Prozent der weiblichen Honnef-Stipendiaten im angegebenen Berichtszeitraum.

Die Pädagogischen Hochschulen werden zu 60 Prozent von Frauen besucht. Von diesen bereiten sich 64,1 Prozent auf das Volks- oder Realschullehramt vor, für das Berufsschullehramt 41 Prozent. Die Musikhochschulen hatten 1965 einen Anteil an weiblichen Studierenden von 42,3 Prozent.

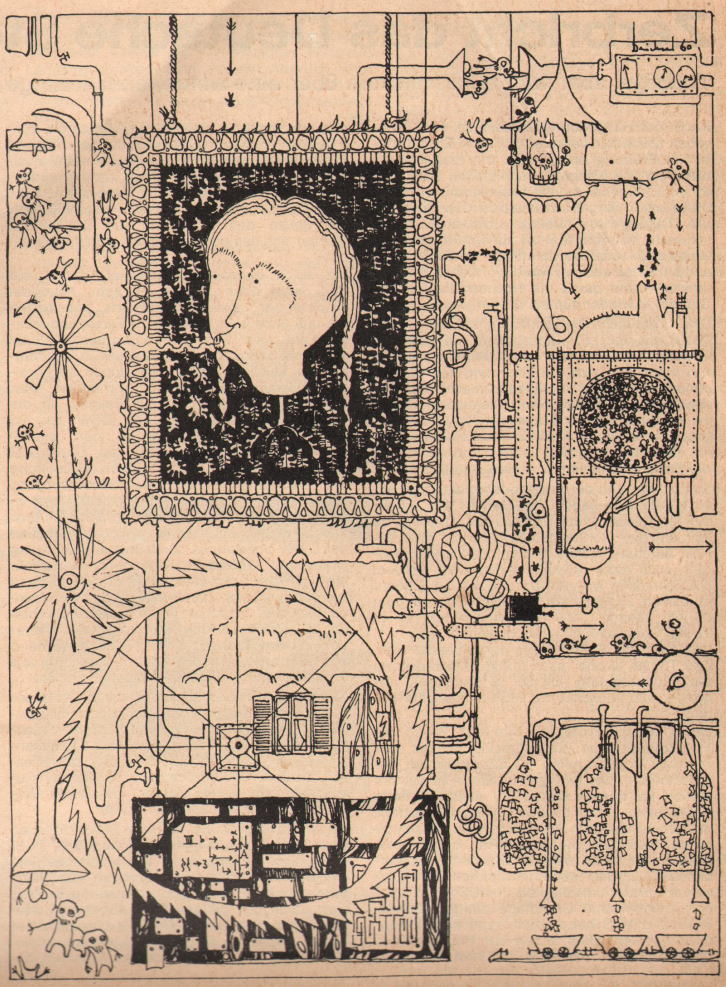
Über die spätere Berufsausbildung der akademisch gebildeten Bundesbürger geben die Auswertungen der Volkszählung aus dem Jahre 1961 Aufschluß. Mit ungefähr 25 Prozent ist der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl überraschend hoch. Der hohe Anteil kann u. a. durch die Kriegsverluste der Männer, die Mitzählung der Volksschullehrer und durch die stärkere Vertretung des weiblichen Anteils in den unteren Altersgruppen erklärt werden. Der hohe Anteil der erwerbstätigen Frauen, die akademisch ausgebildet sind, ist zu beachten, da eine Heirat die Erwerbstätigkeit nur unwesentlich beeinträchtigt. Die hohe Erwerbsquote widerlegt die These, daß eine akademische Ausbildung für Frauen unwirtschaftlich sei, „da die Frauen bei ihrer Heirat, spätestens bei der Geburt ihres ersten Kindes ihren Beruf aufgäben. Abgesehen davon, daß ein Studium der Frau bei ihrer Erziehungsaufgabe der Familie zugute kommt, läßt sich für ein Frauenstudium auch anführen, daß — wie die vorliegende Vorauswertung nahelegt — ein großer Teil der verheirateten Akademikerinnen ihren Beruf auch nach ihrer Heirat ausübt."
Wenn die Bundesregierung der Ansicht war, man könne heute, nachdem das Bild der Frau, die innerhalb ihrer vier Wände mit mehr oder minder großem Eifer die Suppe rührt und ihre Kinder behütet, zerschlagen worden ist, ein neues eindeutiges Bild gewinnen, sieht sie sich getäuscht. Aus der Unsicherheit des Urteils über die Lage der Frauen hat man den Bericht in Auftrag gegeben; das Ergebnis ist, daß man heute die Unsicherheit der Lage klarer vor Augen sieht. Die Bundesregierung und die politischen Parteien sollten sich jedoch hüten, den alten Fehler aus der Zeit eines gesicherten Patriarchats noch einmal zu machen, indem sie zu schnell Zielvorstellungen entwickeln und wiederum in der Frau ein Objekt einer wie auch immer gearteten Politik sehen.
Die jungen Frauen, die heute die Berufsschulen und Hochschulen besuchen, sind zu einem großen Teil noch in den konservativen Umgebungen ihrer Mütter aufgewachsen; d. h. ihnen werden zumeist geisteswissenschaftliche und soziale Berufe als besonders naheliegend nachgesagt. Nur wenn unsere Gesellschaft ihnen die Freiheit läßt, die von Wirtschaft und Naturwissenschaften geprägte Umwelt kennen und beherrschen zu lernen, werden sie sich auch in ihr wohlfühlen. Es ist Aufgabe der Gesellschaft weiterhin alle Möglichkeiten der beruflichen und wissenschaftlichen Fortbildung für Frauen offenzuhalten; jede Art von Zwang, und gebe er sich noch so fortschrittlich, ist hier von Übel.

Fo./akd

Als ein komplizierter Apparat aus Trichtern, Röhren, Gestängen, Meßinstrumenten, Triebrollen, Zahnrädern und Walzen so mag dem mausgrauen Studenten die Universität unserer Tage erscheinen. Er ist zum Objekt einer Maschinerie geworden, deren Gesetze ihm unbekannt bleiben. Das Studium wird zum fatalistischen Erdulden und gehorsamen Absitzen der verlangten Semesterzahl. Vom CDU-Bundestagsabgeordneten Dichgans stammt das Wort, daß „nicht unsere begabtesten sondern die geduldigsten Studenten am ehesten ihr Examen bestehen". Wer durchschaut noch den komplizierten Mechanismus unserer Bildungsfabriken? Eine statistische Erhebung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung über „Studienweg und Studienerfolg" versucht ein wenig Licht in dieses Dunkel zu bringen; hatte doch Professor Bettermann die Studienreform bezeichnenderweise „einen Schuß ins Dunkel" genannt. Gerhard Kath, Geschäftsführer des Frankfurter Studentenwerks und einer der Autoren der Untersuchung, fordert vor überstürzten Studienreformen eine gründliche Analyse von Studienweg und Studienerfolg.

GERHARD KATH

Studienweg und Studienerfolg



Schon seit der Jahrhundertwende, sind die Studenten an deutschen Hochschulen ein Objekt statistischer Betrachtungen. Wer kennt nicht die Fragebögen, die für die große Hochschulstatistik von allen Rückmeldern und Neuimmatrikulierten in jedem Wintersemester ausgefüllt werden müssen. So gibt es dann in den Jahrbüchern und gesonderten Berichten breite Aufstellungen über die Zusammensetzung der Studentenschaft nach Hochschulen, Fachrichtungen, Semestern, nach beabsichtigten Studienabschlüssen und dergleichen mehr.

Das Deutsche Studentenwerk seinerseits führt alle 3 — 5 Jahre eine Sozialenquete durch, in der der Beruf des Vaters, die Werkarbeit, die Zahl der Verheirateten und dergleichen ausführlich erhoben und später veröffentlicht werden. Alle diese Berichte, soweit sie eine nützliche, ja notwendige Bestandsaufnahme darstellen, haben eins gemeinsam, sie sind Momentaufnahmen. Sie schildern die Zusammensetzung der Studentenschaft in einem bestimmten Augenblick. Aus ihnen kann dagegen nicht abgelesen werden, wie sich der Weg des einzelnen Studenten oder einer größeren Anzahl auf dem Weg durch die Hochschule gestaltete.

Das Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft hat sich des Problems angenommen, zu erforschen, wie hier der Weg durch die Hochschule für ein bestimmtes Semester gestaltete. An der Freien Universität Berlin und den Universitäten Bonn und Frankfurt (Main) wurden im Randomverfahren aus den Studienanfängern des Sommersemesters 1957 2000 herausgesucht. 100 Studienanfänger der Wirtschaftshochschule Mannheim kamen hinzu. An alle diese „Versuchspersonen" wurde ein Fragebogen übersandt, und sie wurden gebeten, darauf anzugeben, wann sie ihr Abitur gemacht hatten, in welchem Fach sie ihr Studium begannen, an welchen Hochschulen dieses Studium durchgeführt wurde, in welchem Semester sie das Studium, aus welchem Grunde unterbrachen, mit welchem Examen und zu welcher Zeit sie ihr Studium abgeschlossen hatten. Diese Grundfragen wurden ergänzt durch weitere Fragen nach dem Wechsel des Hauptfaches, nach bestandenen Zwischenexamina, nach der Werkarbeit während des Studiums; Angaben über eine weitere Ausbildung nach Studienende, gegebenenfalls nach Abbruch des Studiums und nach dem Zeitpunkt der Eheschließung schlossen den Fragebogen ab.

66 Prozent der Befragten antworteten im ersten Anlauf. Durch Mahnbriefe und eine ausgedehnte Korrespondenz gelang es zum Schluß 95 Prozent der ausgesuchten Personen zu erreichen. Die Ergebnisse wurden verschlüsselt, auf Lochkarten übertragen, maschinell ausgewertet und vom Institut für Bildungsforschung als Band 6 der „Studien und Berichte" vor kurzer Zeit veröffentlicht.

Examen erst mit 30 Jahren

Die Erhebung bestätigt an vielen Stellen die bisherigen Hochschulstatistiken. Sie ergänzt diese Statistiken, vertieft sie, bringt aber gleichzeitig neues, erstaunliches Material zu Tage, das als Ansatzpunkt für Bestrebungen einer Hochschulreform nützlich sein kann. Im Mittelpunkt des Berichtes stehen zwei Merkmale: einmal, ob der Befragte sein Studium erfolgreich beendet hatte, d. h., ob er es mit dem, seinem Studienfach entsprechenden Examen abgeschlossen hatte, zum anderen, in welcher Fachrichtung er sein Studium durchgeführt und beendet hat. Es zeigt sich, daß die Erfolgsquote in den Fachrichtungen entschieden variiert. In der Theologie, der Medizin und in den Rechtswissenschaften hatten von 100 Studienanfängern des Sommersemesters 1957 etwa 75 ihr Studium mit dem Staatsexamen, gegebenenfalls dem kirchlichen Examen, erfolgreich abgeschlossen. Bei den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, sowie in den Naturwissenschaften liegt diese Quote bei etwa ²/₃. Eine besondere Gruppe stellen dagegen die Kulturwissenschaften dar, darunter sind Germanistik, Geschichte, Alte und Neue Sprachen u. a. m. zu verstehen. Nur 41 Prozent der männlichen Studienanfängern und nur 32 Prozent der weiblichen Studienanfängern des Sommersemesters 1957 hatten nach 8jähriger Ausbildungsdauer das Staatsexamen, in einigen Fällen den Magister oder die Promotion abgelegt. Jede vierte Frau und jeder zehnte Mann hatte das anfänglich begonnene wissenschaftliche Studium an einer anderen Ausbildungsstätte in der Regel an einer Pädagogischen Hochschule, mit dem Examen für das Lehramt an Volks- und Realschulen abgeschlossen. Ein Drittel der Männer und 15 Prozent der Frauen befanden sich noch vor dem Abschlußexamen. Sieht man die Universität als Teil des Ausbildungsweges unserer späteren Lehrer an Höheren Schulen, so ergibt sich, daß der Abiturient mit 20 bis 21 Jahren auf die Hochschule kommend, sie in der Regel erst mit 27 bis 28 Jahren verläßt. Rechnet man die zweijährige Referendarausbildung dazu, die Männer müssen in zunehmendem Maße den Grundwehrdienst ableisten, so ergibt sich die alarmierende Tatsache, daß ein wesentlicher Teil unserer Akademiker erst mit 30 — 32 Jahren voll in den Beruf eintritt. Bei den Lehramtskandidaten für die Naturwissenschaftlichen Fächer sieht die Situation nicht wesentlich anders aus.

Die Grundverteilung der Befragten nach Studienerfolg und nach Fachgruppen wurde dann noch nach verschiedenen Momenten hin untersucht, die auf den Studienweg und den Erfolg Einfluß gehabt haben konnten, darunter besonders nach dem Beruf des Vater des Befragten und nach der Werkarbeit während des Studiums.

Berufsausbildung des Vaters

Es war nicht möglich, den Kreis der Befragten nach den verschiedenen Berufsgruppen oder Einzelberufen zu unterteilen. Selbst wenn das möglich gewesen wäre, hätte sich die gesamte Masse in derartige viele kleine Gruppen aufgeteilt, daß schlüssige Aussagen im einzelnen nicht mehr möglich gewesen wären. Deshalb wurde ausschließlich das Merkmal der Hochschulausbildung des Vaters benutzt, um festzustellen, welchen Einfluß sie auf den Studienerfolg gehabt haben könnte. Es stellte sich übereinstimmend mit früheren Statistiken heraus, daß sich der höchste Prozentsatz von Studierenden aus Elternhäusern mit akademischer Tradition bei den Medizinern und Theologen findet (50 Prozent). Am Geringsten liegt dieser Prozentsatz bei den Studierenden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit 24 Prozent.

Bezüglich des Studienabbruchs ergab sich, daß sich die Kinder von Akademikern und Nichtakademikern in der Medizin nicht unterscheiden. Anders liegen die Verhältnisse bereits in der Rechtswissenschaft. Die Quote der Söhne von Nichtakademikern, die das Jurastudium wieder aufgeben, liegt um rund 50 Prozent höher als die Quote der Söhne von Akademikern. Die Ursachen für diese Unterschiede mögen verschiedener Art sein. Wer durch die Ausbildung und den Beruf des Vaters mit Gegenstand und Art dieses Studium etwas vertraut gemacht wurde, kann besser erkennen, ob es seinen Fähigkeiten und Wünschen entspricht; denn der Entschluß zum Studium der Rechtswissenschaft ist nicht durch ein Schulfach vorbereitet, dessen Noten etwa erkennen lassen, ob man dafür geeignet sei.

Ein ebenso ausgeprägter Unterschied zwischen Kindern von Akademikern und Nichtakademikern findet sich beim Studienabbruch in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Jede dritte Frau und jeder fünfte Mann verließen die Hochschulen ohne Examen. Innerhalb dieser Quote aber stellen die Kinder von Nichtakademikern ein um mehr als 50 Prozent höheren Anteil als die Akademikerkinder. Wie oben gesagt, tritt die akademische Familientradition in den Fächern der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften stark zurück. Es scheint hier, wie die Untersuchung von Spiegel/Gunzert bereits nachweist, in vielen Fällen ein typisches Aufstiegsstudium vorzuliegen, das vor allem viele Männer anzieht, die bereits eine kaufmännische Ausbildung hinter sich haben und daher den Inhalt des Studiums zu übersehen glauben. Erstaunlich ist das Ergebnis, daß von allen Studienanfängern des Sommersemesters 1957, die das Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erst 8 Jahre nach ihrem Abitur begonnen hatten, 75 Prozent das Studium wieder aufgegeben haben.

In den Kulturwissenschaften unterscheidet sich die Erfolgsquote der Kinder von Akademikern kaum von der Quote der Kinder von Nichtakademikern. Hier wie auch bei den Naturwissenschaften handelt es sich weitgehend um Fächer, deren Wahl durch Kenntnis und Beschäftigung auf der Höheren Schule teils sogar in einem eigenen Schulzweig, gefördert wird.

Werkarbeit führt zum Studienabbruch

Die vorliegende Erhebung bestätigt die Ergebnisse, der Statistiken des Bundesamtes und der Sozialenquete des Deutschen Studentenwerkes. Etwa 54 Prozent der Studierenden waren während ihres Studiums erwerbstätig gewesen, 30 Prozent haben häufig gearbeitet, 25 Prozent nur selten.

War die Werkarbeit ein Faktor unter anderen, das Studium aufzugeben? Es zeigt sich im ganzen, daß diejenigen Studierenden, die während der vierjährigen Ausbildung einer geringen Erwerbstätigkeit nachgegangen waren, dieselbe Erfolgsquote beim Examen aufwiesen, wie alle, die während ihres Studiums nicht gezwungen waren, nebenher zu arbeiten. Andere, die, aus welchen Gründen immer, häufiger, d. h. etwa 2 Monate während des Jahres einer Berufstätigkeit haben nachgehen müssen, gaben ihr Studium häufiger auf. Daß Geldmangel aber vom Studieren abhalten kann, wird von den Betroffenen in einem Sozialstaat, der in voller wirtschaftlicher Blüte steht, nicht akzeptiert und führt zu bitteren, zum Teil aggressiven Kommentaren.

Deutlich hebt sich noch ein anderer Tatbestand heraus. Nirgendwo ist die dauernde Werkarbeit so ausgeprägt, wie bei den studentischen Familienvätern mit 1 oder 2 Kindern. Hier scheint das Studium häufiger als anderswo aus wirtschaftlichen Gründen aufgegeben worden zu sein. Leider läßt die kleine Zahl der Betroffenen keine Rückschlüsse auf die Gesamtheit zu.

Kaum Studienabbruch bei „Honnefern"

Bei den Befragten der Bonner Universität gab sich die Gelegenheit, festzustellen, welche von ihnen während ihres Studiums nach dem Honnefer Modell gefördert worden waren. Es zeigt sich das überraschende Ergebnis, daß nur 3 Prozent der Geförderten ihr Studium aufgegeben haben. Die Quote der bestandenen Examina liegt über dem Durchschnitt. Es ist zu vermuten, daß außer den Ausleseverfahren nach der Studienleistung, die dem Honnefer Modell zugrunde liegt, auch die finanzielle Hilfe zu diesem Ergebnis entscheidend beigetragen hat. Die Vergabe von Stipendien, teilweise auch von Darlehen, erweist sich somit eindeutig als ein Mittel, den Abbruch eines Studiums zu verhindern.

Interessant ist es, aufgrund der Ergebnisse dieser Erhebung den Studienaufwand je Examen zu ermitteln, d. h. die Zahl der Semester, die ein Studienplatz besetzt blieb, wenn ihm ein erfolgreicher Abschluß gegenüber gestellt wird. Hier addieren sich die Studiensemester des erfolgreichen Examenskandidaten mit den Studiensemestern des Abbrechers und den Semestern, die andere auf der wissenschaftlichen Hochschule zubrachten, bevor sie in eine meist pädagogische Ausbildung überwechselten. Der Studienaufwand beträgt (so errechnet) bei den Medizinern rund 14 Semester, bei den Juristen 12,5, bei den Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern 14, die Naturwissenschaftler 18,4. Am höchsten liegt der Aufwand bei den Kulturwissenschaftlern, wo auf 19 aufgewandte Semester ein Examensabschluß kommt.

Schlußfolgerungen

Es ist nicht möglich, auf beschränktem Raum alle Ergebnisse der Untersuchung auch nur annähernd darzustellen. Die Ergebnisse erschöpfen sich nicht in Statistiken, sie umfassen vielmehr, wenn auch nur am Rande, eine große Zahl von Kommentaren, die die Befragten zu ihrem Studienweg freiwillig machten.

Einer großen Zahl von Anfängern fehlt die Orientierung zu Beginn ihres Studiums. Die vorhandenen Studien- und Berufsberatungen werden nur in wenigen Fällen als ausreichend bezeichnet. Orientierung im Studium aber bedeutet (wie die Kommentare erkennen lassen), mehr als bloße Information. Sie ist nicht immer und unter allen Umständen wirksam möglich, vielmehr ist sie weitgehend abhängig von der Rationalität dessen, worüber orientiert werden soll, also des akademischen Unterrichts und des Prüfungswesens selbst. Das ist um so bedeutsamer, als sich vielfach die Tendenz abzeichnet, den funktionalen Mängeln im Hochschulsystem vor allem mit Informationen über die Studienanforderungen und mit Leistungskontrollen zu begegnen; Maßnahmen also, die zur Voraussetzung haben, daß das System als solches „gesund" ist und es nur um die Anpassung der Studierenden an dieses System geht. Die Ergebnisse der Untersuchung scheinen zu zeigen, daß organisatorische Maßnahmen zur Straffung und Kontrolle des Studiums so lange fragwürdig bleiben, wie die Hochschulen nicht auch ihre innere Struktur reformieren.

Zerbricht das Deutsche Studentenwerk

Traurige, aber wahre Geschichten über eine wahre, aber traurige Institution

Nach der Mitgliederversammlung des Deutschen Studentenwerks e. V. (DSW) Ende Oktober in Freiburg erhebt sich die Frage: Kann das DSW wie bisher weiterbestehen oder wird es im kommenden Jahr auseinanderbrechen? Diese schon länger schwebende Krise ist durch die Tagung in Freiburg nicht etwa abgeschwächt, sondern fast bis zur Unerträglichkeit weiter zugespitzt worden. Doch der Reihe nach soll berichtet werden, wie die örtlichen Studentenwerke und damit die Hochschullehrer und Studenten wieder düpiert worden sind.

Eine ordentliche Versammlung beginnt in der Regel mit dem Vorstandsbericht, so auch die Mitgliederversammlung des DSW. Wie gewöhnlich hatte man sich die Erfahrung der vergangenen Jahre nicht zu Nutze gemacht; der Bericht dauerte bis nach dem Mittagessen, so daß die wichtigen übrigen Fragen in aller Eile durchgepaukt werden mußten, da einzelne Delegierte die Heimreise antreten wollten und deswegen die Beschlußunfähigkeit drohte.

So konnte dann der Vorstandsbericht, oder um es genauer zu sagen, der Bericht des Vorsitzenden (dieser feine Unterschied ist nötig, da sich einzelne Vorstandsmitglieder mit dem Bericht durchaus nicht einverstanden erklärt hatten), auch nicht vollständig diskutiert werden. Die Stimmung war gereizt, und als ein Student in seinen allgemeinen Bemerkungen zu dem Bericht meinte „als Rheinländer sei er ja *kleine* Unverschämtheiten gewohnt, aber . . .", war der erste Eklat bereits heraufbeschworen. Das Thema wurde rasch durch Unterbrechung der Tagesordnung (mit 58 : 56 Stimmen!) verlassen, und zunächst die Prüfungsberichte gehört.

Davor erhielt Professor Blei aus Berlin als Vorsitzender des Satzungsausschusses das Wort. Er begann seine Ausführungen mit der Feststellung, das einzig Erfreuliche an seinem Bericht sei dessen Kürze. Der Ausschuß hatte nichts ausgerichtet, da sich ein Gesprächskreis, bestehend aus dem Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz (WRK), dem Vorsitzenden des DSW, dem Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) und einem Kuratoriumsmitglied des DSW nicht auf eine gemeinsame Grundlage einigen konnte. WRK und VDS haben sich dann später aber doch geeinigt: Dies teilten der Präsident der WRK, Professor Sieverts und der VDS-Vorsitzende Hirche in einem Schreiben an die Vorsitzenden und Vorstandsmitglieder der örtlichen Studentenwerke mit. Der Brief sollte auf Wunsch des VDS in der Versammlung verteilt weden, da er nicht mehr rechtzeitig zugeschickt werden konnte. Diesem Wunsch verschloß sich die Spitze des DSW und die Delegierten mußten sich das garstige Papier selbst beschaffen.

Mit solch munterem Geplänkel verfloß die Zeit, was dann später zu sehr häufigem Wechsel der Tagesordnung führte. Aber halten wir uns noch eine Weile beim Vorsitzendenbericht auf. Herr Professor Hallermann ließ es sich nicht nehmen, möglicherweise in Unkenntnis der Sachlage, Personengruppen anzugreifen, obwohl kein Grund vorhanden war. Wir führen dies auch nur als Beispiel für die vollkommene Zerrüttung des DSW an. So verurteilte er einen Antrag, den einzelne Mitglieder, insbesondere die Universität Frankfurt, bei der letzten Hauptversammlung der Deutschen Studentenkrankenversorgung (DSKV) in Berlin gestellt. Dort wollte man im Februar des Jahres den Hauptgeschäftsführer des DSW als das einzige geborene Mitglied des DSKV-Vorstandes durch Satzungsänderung entfernen. Professor Hallermann berichtete jetzt, nicht nur der Hauptgeschäftsführer habe aus dem Vorstand, sondern auch der Vorsitzende des DSW (er selbst also) aus dem Aufsichtsrat der DSKV entfernt werden sollen. Dieser Vorwurf traf sachlich nicht zu, denn niemand im DSW denkt daran, Professor Hallermann aus dem Aufsichtsrat der DSKV hinauszuwerfen.

Zum Schluß seines Berichtes erhob Professor Hallermann heftige Vorwürfe gegen die Studentenschaften der Universität Köln und Frankfurt, weil sie den Vorständen ihrer Studentenwerke empfohlen hatten, das DSW zu verlassen, sollten nicht in Freiburg bestimmte Voraussetzungen erfüllt werden, die einen Verbleib im Verein ermöglichen würden.

Dabei hat das Studentenwerk Frankfurt allen Grund auch aus eigenem Antrieb das DSW schleunigst zu verlassen, nachdem die von ihm eingereichten Satzungsänderungen tatsächlich schon vor der Mitgliederversammlung in Freiburg durch den billigen Trick abgewürgt worden waren, den wir als Gerücht bereits in der letzten Ausgabe des DISKUS berichtet haben. Der Antrag des Studentenwerks Frankfurt datiert vom 22. August des Jahres. Erst für den 5. Oktober wurde eine Sitzung des DSW-Kuratoriums einberufen, deren Beschlußunfähigkeit bereits am 30. September feststand. Eine weitere Sitzung wurde vor der Mitgliederversammlung am 25. Oktober nicht mehr einberufen, weil „man glaubte, es (eine Einberufung) nicht verantworten zu können", wie Professor Hallermann formulierte.

Ein Berliner Professor charakterisierte die Situation treffend, als er sinngemäß bemerkte, daß den Mitgliedern, bei der Art, wie ihre wenigen Rechte mißachtet würden, gar nichts anderes übrig bleibe, als dem DSW schleunigst den Rücken zu kehren.

Beträchtliche Aufregung gab es in der DSW-Spitze bei der Diskussion über zwei Finanzanträge des Studentenwerks Köln. Sie hatten zum Ziel, einen klaren Nachweis über die vom DSW vereinnahmten Verwaltungsgebühren aus den Darlehen des Honnefer Modells zu ermöglichen. Das DSW erhebt nämlich eine Inkassogebühr von 3 % auf alle Honnef-Darlehen. Über diese Gelder in Höhe von über 750 000,– Mark bis 1965 steht seit Jahren ein Verwendungsnachweis gegenüber dem Bundesministerium des Innern (BMI) aus. Das BMI verlangt einen solchen Nachweis nach § 64 a der Reichshaushaltsordnung (RHO), da es sich bei den Darlehensgebühren um mittelbare Zuwendungen öffentlicher Gelder an Dritte handele.

Das DSW hat einen Verwendungsnachweis nach § 64 a RHO im Frühjahr und jetzt erneut abgelehnt. Herr König vom BMI hat auf Befragen von Seiten der Mitglieder in Freiburg nunmehr deutlich erklärt, daß das BMI auf Grund der Bestimmungen der RHO einen Verwendungsnachweis über die Summe der Inkassogebühren fordern müsse. Er führte aus, dies gelte nicht nur, entsprechend einem Kölner Antrag für 1967, sondern auch für die zurückliegenden Jahre.

Damit steht die Meinung des BMI gegen die Ansicht der Geschäftsführung des DSW. Wer bei einer möglichen Auseinandersetzung den längeren Atem haben wird, ist nicht schwer zu raten. Tatsächlich ist die Einziehung von Verwaltungsgebühren für die Darlehen in den von den Innenministern des Bundes und der Länder herausgegebenen Richtlinien für das Honnefer Modell geregelt, insofern sind Bund und Länder auch dafür verantwortlich, daß diese Gelder ordnungsgemäß abgerechnet werden. Das DSW erkennt zwar an, daß die Einnahmen aus den Inkassogebühren zweckgebunden sind, in einem Brief an das BMI bekennt der Hauptgeschäftsführer des DSW aber zugleich, daß er eigentlich nicht so recht wisse, wo das Geld geblieben sei. Zum Zwecke des Nachweises müsse die Buchhaltung anders eingerichtet werden. Ein Teil der Beträge steckt sicher in einer Rücklage für unkündbare Angestellte, die sich mittlerweile auf 300 000,– Mark beläuft. Die Begründung für diese Rücklage erscheint äußerst merkwürdig. Da die Angestellten des DSW in Anlehnung an den Bundesangestelltentarif (BAT) bezahlt würden, müsse man auch alle anderen Vorschriften des BAT übernehmen, darunter auch die der Unkündbarkeit eines Angestellten nach 15 Jahren Tätigkeit im öffentlichen Dienst. Also wurde flugs eine Rücklage gebildet, für den Fall, daß sich der Verein einmal auflösen sollte oder sonstwie zu Schaden käme.

Das erscheint gar nicht so unwahrscheinlich, wenn man die gegebenen Umstände betrachtet. Wenn nämlich das BMI dem DSW die Darlehensverwaltung entzieht, wird das Deutsche Studentenwerk sehr bald auf dem Trockenen sitzen. Da man in Bonn plant, ein eigenes Haus zu bauen, wird es Zeit, daß sich die Mitgliedsstudentenwerke, die Studentenschaften und die Senate der einzelnen Hochschulen überlegen, wie der Bau eines Verwaltungsgebäudes für das DSW finanziert werden soll, wenn die Darlehensgebühren einmal nicht mehr fließen. Vor Jahren hat man in einem ähnlichen Fall, als es um die Rückzahlung von Zinsen aus Förderungsmitteln an den Bund ging, durch Erhöhung der Mitgliedsbeiträge von damals 35 Pfennigen auf DM –,70 pro Student und Jahr die Misere beseitigt. Diesmal könnte es sehr viel teurer werden!

Auf Beschluß der DSW-Mitgliederversammlung in Karlsruhe 1964 sollten die Beiträge wieder auf den alten Stand gesenkt werden, da die Schuld längst bezahlt war. Zu diesem Zweck wurde bestimmt, daß die Hälfte der Mitgliedsbeiträge vorläufig als Darlehen gewährt werden. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß die Rechnungsprüfer in ihrem Bericht in Freiburg zwar zu dem Schluß kommen, eine Rückerstattung von Mitgliedsbeiträgen komme nicht in Frage, gleichzeitig aber versäumen, die Höhe der aus dem Darlehen verbliebenen Summe anzugeben.

Die beiden wichtigsten Punkte: Satzungsänderung und Finanzfragen, konnten in Freiburg nicht gelöst werden. Man vertagte sich zu einer neuen a. o. Mitgliederversammlung auf Anfang März 1967. **Gerhard-Wolfgang Schellenberg**

Südafrika

Verschärfung der Apartheid-Politik

Die nach der Ermordung des Präsidenten der Südafrikanischen Union, Verwoerd, erfolgte Machtübernahme durch den Ministerpräsidenten Voster hat die allgemein befürchtete Verschärfung des Apartheid-Kurses zur Folge gehabt.

Nachdem der Präsident der National Union of South African Students (NUSAS), Ian Robertson, auf legale Weise das Land verlassen hatte, legte die Regierung dem Parlament zwei neue Gesetzesvorlagen zur Verabschiedung vor, die geeignet sind, die akademische Freiheit an den südafrikanischen Hochschulen und Universitäten in einem nicht unerheblichen Maße einzuschränken. Das eine Gesetz gibt dem Minister für Erziehung, Kunst und Wissenschaft die Vollmacht, jeder Universität die Regierungsgelder zu entziehen, die „einen einzelnen Studenten, ein Mitglied des Lehrkörpers oder eine studentische Vereinigung benachteiligt oder irgendeiner Art von Diskriminierung unterworfen hat, weil sie die Rassentrennung befürworteten." Das andere Gesetz soll farbige Studenten hindern, akademischen Vereinigungen beizutreten, die Mitglieder aller Rassen aufnehmen. Damit wird wirkungsvoll die rassische Vielfalt auf dem Campus unterbunden werden können. Der Minister hat außerdem das Recht, „im öffentlichen Interesse" den Ausschluß jedes nichtweißen Studenten von der Universität anzuordnen.

Zu diesen harten Maßnahmen ist es vermutlich gekommen, da der im Juli stattgefundene Kongreß der NUSAS beschlossen hatte, den Justizminister aufzufordern, gegen den verbannten Ian Robertson ein ordentliches Gerichtsverfahren einzuleiten.

Ein weiterer Grund mag sein, daß der NUSAS auf demselben Kongreß den Friedensnobelpreisträger, Albert Luthuli, der durch seine Aktivität als Führer der Farbigen mittels des gewaltlosen Widerstandes die Gleichberechtigung aller Bevölkerungsteile zu erreichen, in der Weltöffentlichkeit hervorgetreten ist, wiederum zum Ehrenpräsidenten des NUSAS gewählt wurde.

Der oppositionelle Kurs des NUSAS führte dazu, daß von der Studentenvertretung der Universität Pretoria die dortige Hochschulgruppe des Verbandes nicht anerkannt wurde. Als Gründe für die Verweigerung der Anerkennung wurden folgende Punkte angeführt:

„1) Die wiederholte Weigerung des NUSAS, eine Stellungnahme gegen den Kommunismus anzugeben; die Protestaktionen des Nationalverbandes gegen antikommunistische Maßnahmen in Südafrika und die Tatsache, daß NUSAS versucht habe, mit kommunistischen und südafrikafeindlichen Studentenorganisationen in aller Welt zusammenzuarbeiten.

2) Die Wahl Albert Luthulis zum Ehrenpräsidenten.

3) NUSAS oder seine Führer (damit kann nur Ian Robertson gemeint sein) hätten durch verzerrte Darstellungen versucht, im Ausland Argwohn gegen Südafrika und seine herkömmliche Politik zu wecken.

4) NUSAS sei unter der gegenwärtigen Regierung nicht bereit, Südafrika im Falle eines Angriffs zu verteidigen; dies sei unpatriotisch.

5) In der Rede von Botha Hill sei eine nichtweiße Herrschaft in Südafrika befürwortet worden."

Fo.

Das FERN-REPETITORIUM (FOTH) für Juristen ist seit mehr als 35 Jahren das anerkannte Mittel der erfolgreichen Examensvorbereitung. Probehaft B kostenfrei.

MÜLLER - ALBRECHTS - VERLAG, 4 Düsseldorf-Wittlaer

Botanik

Jahres-Kongreß in Frankfurt

Das alljährliche Treffen deutscher Botaniker fand in diesem Jahre vom 5. bis zum 9. September in den Biologischen Instituten der Universität Frankfurt statt. Veranstalter waren die Deutsche Botanische Gesellschaft und die Vereinigung für angewandte Botanik. Die Organisation hatte Professor Dr. K. Egle übernommen. Neben den Vorträgen bestand Gelegenheit zur Besichtigung einer einschlägigen Photoausstellung und Geräteschau, sowie einer Ausstellung botanischer Fachliteratur.

Wegen der Fülle der angemeldeten Referate war es nötig, mehrere Vorträge gleichzeitig zu halten. Am meisten Interesse fanden folgende Vortragsthemen: „Bau und Funktion des Photosyntheseapparates", „Physiologie und Ökologie des Wasserhaushaltes der Pflanzen", „Experimentelles Arbeiten in Gewächshäusern und Klimakammern". Außerdem wurde über geplante floristische und geobotanische Forschungen im In- und Ausland, Entwicklungsphysiologie, Paläobotanik, Stoffwechselphysiologie sowie über Cytogenetik und Genphysiologie referiert.

Die nach den Referaten einsetzende lebhafte Diskussion zeigte, daß Modellvorstellungen einzelner Forschungsgruppen sich oft noch nicht decken, so daß die Probleme, beispielsweise der Ultrastruktur der Chloroplastenlamelle oder des Elektronentransports bei der Photosynthese, nicht als gelöst angesehen werden dürfen.

Ein Ergänzungsprogramm zu den Tagungen wurde durch Exkursionen in die Umgebung Frankfurts geboten. Wodo

Bochum

Fachverbände zur Studienreform

Mehr als 100 Delegierte berieten jüngst in Bochum die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Studienreform. Die Fachverbände Germanistik, Philologie und Geschichte, Biologie, Chemie, Physik, Mathematik, Geowissenschaften, Publizistik sowie Wirtschaftswissenschaften tagten in der neuen Ruhruniversität.

Einleitend sagte Heinz Theodor (VDS-Referent für Hochschul- und Studienfragen), die Empfehlungen des Wissenschaftsrates hätten große hochschulpolitische Bedeutung. Gleichzeitig warnte er vor einer zu „zügigen Verwirklichung". In einem 10-Punkte-Katalog empfahl Jüchter eine präzise Klärung der örtlichen Voraussetzungen für die Realisierung derart umfassender Studienmodelle, die energische Abwehr voreiliger administrativer Maßnahmen, die offene Erörterung der hochschuldidaktischen Probleme einer inneren Studienreform sowie die Erarbeitung von alternativen Studienplänen durch die Studenten.

Die geistes- und wirtschaftswissenschaftlichen Fachschaften übten Kritik an den Vorschlägen des Wissenschaftsrates. Nach ihrer Meinung kann man ohne exemplarische Hinführung zur Forschung nicht wissenschaftlich erziehen.

info/J. S.

Fachverbandstagung Chemie

Für den Fachverband Chemie fand vom 27. – 30. Oktober die zweite ordentliche Fachverbandstagung in Bochum statt, nachdem sich der ehemalige Fachverband Naturwissenschaften auf der 22. o. FVT in Heidelberg aufgelöst hatte. Denn es war offensichtlich, daß die Interessen innerhalb der naturwissenschaftlichen Fachgruppen so verschieden sind, daß nur bei einer Aufspaltung eine erfolgreiche Arbeit möglich ist. Diese Konzeption soll nun auch an der Universität Frankfurt übernommen werden, d. h. wir werden auch hier eine eigene Fachschaft Chemie gründen.

Von den 28 westdeutschen Universitäten waren 20 auf der Tagung in Bochum vertreten, die zum größten Teil schon ihre eigene Fachschaft Chemie haben. Zunächst berichteten die Vertreter der Hochschulen von ihrer Arbeit.

Wichtigster Tagesordnungspunkt war die Ausarbeitung einer Stellungnahme zu den Neuordnungsvorschlägen des Wissenschaftsrates für das Chemie-Studium. Dazu waren Vertreter der chemischen Industrie eingeladen. In der Diskussion ergab sich, daß man seitens der Industrie nicht gewillt ist, auf die Promotion zu verzichten und Diplomchemiker einzustellen. Nur dadurch könnte eine Verkürzung des unvergleichlich langen Chemiestudiums erfolgen. Man argumentierte mit der Begründung, daß der Diplomchemiker erst bei seiner Doktorarbeit wissenschaftliches Arbeiten und Denken lerne.

Das Bestreben des Fachverbandes, den Diplomchemiker als voll ausgebildeten Akademiker Anerkennung zu verschaffen ist sinnlos, wenn die drei Chemie-Großunternehmen, in denen 30 Prozent der Industriechemiker tätig sind, nur promovierte Chemiker einstellen. Um sich diesen Realitäten zu beugen und trotzdem eine Studienverkürzung zu ermöglichen, entschloß sich der Fachverband zu folgender Empfehlung: Nach der Diplomprüfung soll jedem, der eine Doktorarbeit erhält, die Diplomarbeit erlassen werden, damit er sofort mit der Doktorarbeit beginnen kann, die nach dem Thema so gestellt sein soll, daß sie in zwei Jahren bewältigt werden kann. Anschließend soll anstelle des Rigorosums ein Kolloquium über seine Arbeit folgen. Diese Empfehlung kommt der Forderung der Industrie entgegen und ermöglicht gleichzeitig eine Studienzeitverkürzung, zumal auch in den übrigen akademischen Berufen nicht zwei Arbeiten verlangt werden.

N.

Spende

Krupp-Bibliothek für Ruhr-Universität

Die etwa 22 000 Bände umfassende Bibliothek der Villa Hügel hat Dr. Alfried Krupp von Bohlen und Halbach der Ruhr-Universität Bochum als Schenkung für die Universitätsbibliothek übergeben.

„Literatur und Phantasie in deutscher Sprache" mit fast 10 000 Bänden bildet die größte der 22 Sachgruppen der Bibliothek; 3000 Bände umfassen die Werke der Kunstgeschichte.

„Eine in ihrer Gesamtheit unvergleichlich reichhaltige Privatbibliothek . . .", nannte der Direktor der Universitätsbibliothek, Pflug, das Geschenk des Ruhr-Industriellen. bi

Betr.: Vorlesungskritik

Die Ende des letzten Sommer-Semesters angekündigten Vorlesungskritiken gehen in diesem Winter-Semester in Arbeit.
Weitere Interessenten werden gebeten, sich schriftlich oder telefonisch an den DISKUS zu wenden. **Die Red.**

kleine chronik

Dipl.-Prüfungsordnung für Biologien

„Mit Sorge" beobachtet der AStA in Frankfurt die Entwicklung der Diplom-Prüfungsordnung für Biologen. Die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Frankfurt hatte im April 1965 eine Prüfungsordnung ausgearbeitet und dem Kultusministerium zugeleitet. Trotz Zustimmung zu einer vorläufigen Regelung auf dieser Grundlage meinte das Ministerium, eine einheitliche Regelung der Ständigen Konferenz der Kultusminister abwarten zu müssen. Erst nach einer eindringlichen Schilderung der unzumutbaren Schwierigkeiten, die ohne Prüfungsordnung den Studenten entstehen und entstanden waren, reagierte man in Wiesbaden mit einer hoheitlichen Genehmigung, einer vorläufigen. Offenbar scheint man im wirklichkeitsnahen Ministerium sich erst nach studentischen, höflichen Protesten an die immer wieder beschworene Realität und ihre Forderungen anzupassen. Aber das war denn auch keine Einsicht offenbar in Realitäten, sondern höhere Einsicht; die Ständige Konferenz der Kultusminister nämlich hatte einige Tage nach dem studentischen Protest eine vorläufige Genehmigung der Vorschläge zur Prüfungsordnung erteilt. Offenbar aber ohne von studentischen Protesten beeindruckt worden zu sein. Die Studenten protestieren und wundern sich, wundern sich und protestieren; untere Einsicht wird nur nach höherer Einsicht zugelassen. Vorläufig. **W.**

Die Avantgarde kommt nach

Der Chor der Frankfurter Studentenschaft, der Motettenchor, hat sich der oratorischen Werke Antonin Dvoraks angenommen. Diese Werke hat man in Deutschland über lange Zeiträume hinweg nicht beachtet. Unter der Leitung Joachim Martinis wurde nun im Februar 1965 das „Stabat Mater" des Meisters zu Gehör gebracht. Derzeit ist das „Requiem" (op. 89) in Vorbereitung. Es wird am 30. November aufgeführt werden.
Das Werk besticht durch seine kompositorische Geschlossenheit; das Hauptthema wird in allen 13 Teilen durchgeführt. Als Kontrast ist ein Fugenthema (Quam olim Abrahae) gesetzt, das durch seinen Jubel zu dem schwermütigen Hauptthema einen spannenden Gegensatz bildet. Das „Requiem" wurde am 9. Oktober 1891 in Birmingham uraufgeführt, das Publikum nahm es begeistert auf. Dvoraks Erfolg wurde durch viele anschließende Aufführungen bestätigt, bald jedoch geriet es in Vergessenheit. **Fo.**

Statistisches Schatzkästlein

Nach dem Motto „Öfter mal was Neues" überraschte uns die Universität dieses Semester mit einem Meldebogen. Vier Seiten mit stolzem Kopf, „Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt", versehen. Auf die ersten Dankschreiben der Studenten antwortete die Universität mit geziemender Bescheidenheit, sie habe keinen Anteil an dem Verdienst, käme die Aktion doch von oben, genauer von Bonn.
Und weil die in Bonn nicht immer böse sind und eh schon genug Schwierigkeiten haben, hat sich unser hochherziger Minister der Sache angenommen und am 13. August durch die allgemeinen Bestimmungen für Studierende des Landes Hessen dekretiert: Immatrikuliert wird nur der, der den Fragebogen ausgefüllt hat. Denn wo kämen wir auch hin, wenn man eine Volksschullehrerin auf unschuldige Kinderlein losließe, ohne daß der Staat weiß, ob dessen Mutter das Abitur hat oder nicht. Denn das weiß er dann: es ist nicht eine einfache statistische Erhebung, oh nein, sondern eine Erfassung. Wird doch der Meldebogen semesterlich wiederkehren, die Angaben fein säuberlich in eine Karte gestampft, mit Reichsmatrikelnummer versehen und irgendwo im deutschen Gaue gesammelt. Um sich keiner Vorspiegelung falscher Tatsachen schuldig zu machen, hat man wohlweislich erst gar nicht bekanntgegeben, daß diese schön mit Namen versehenen Angaben nicht weitergegeben oder veröffentlicht werden. Mit wissenschaftlicher Akribie hat sich unser weitschauender Senat zweieinhalb Monate nach der ministeriellen Verfügung und drei Wochen nach Beginn der Immatrikulationsfrist dazu entschlossen, einen Auftrag zur Prüfung der Angelegenheit zu geben.
Die in Bonn sind nämlich doch die Bösen und haben vergessen, ein schönes Gesetz zu machen. Es wäre für die aufrichtige deutsche Jugend beschämend, stünde ein Studentlein auf und — vaterlandslose Gesellen gibt es leider auch bei uns — klagt. Wirft womöglich obendrein dem Richter vor, er als ehemaliges Mitglied etwa eines Sondergerichts dürfe munter weiter richten, während dem Subjekt, das schamhaft — trotz Verbot — zugibt, einmal bei der Bundeswehr gedient zu haben, auch nie gestattet sein wird, Pillen zu verkaufen.
Diese Schwierigkeit werden unsere Oberen jedoch sicher meistern. Einen Vorwurf kann man Ihnen jedoch nicht ersparen, warum ist der Meldebogen so kurz? Mich würde die Frage interessieren: „Welche Geschlechtskrankheiten hatten Sie bis jetzt?" Für den erfolgreichen Verlauf des Studiums, und somit für eine Verlaufsstatistik ist diese Frage von entscheidender Bedeutung. **Va**

Vier Studenten, die Einspruch erhoben hatten, wurden mit folgendem Schreiben erheitert:

Sekretariat
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

6 Frankfurt/Main, 11. 11. 1966

Durch Erlaß des Hessischen Kultusministers vom 15. 8. 1966 ist der § 10 Abs. 1 der Allgemeinen Studienvorschriften vom 5. 6. 1961 dahingehend geändert worden, daß vom Winter-Semester 1966/67 an der Student bei der Rückmeldung den ausgefüllten Meldebogen für Studierende vorzulegen hat.
Da Sie diesen Meldebogen nicht oder nicht vollständig ausgefüllt haben, wird Ihre Rückmeldung nicht angenommen.

Reichhart
Verw.-Amtmann

Konservativ, Reaktionär, ... SDS

Mitglieder des SDS haben sich durch eine erstaunliche Arbeit Verdienste um eine wirksame Vertretung der Interessen der Studentenschaften erworben, als sie das Buch „Hochschule in der Demokratie" (Luchterhand, 503 Seiten, kartoniert DM 25,—) der Öffentlichkeit vorlegten. Diente es doch als wichtige Unterlage zu dem „Entwurf einer Satzung", über den die Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität jetzt abstimmen soll.
Wie erstaunt jedoch war das AStA-Parlament ob der Tatsache, daß sich Widerstand gerade aus den Reihen dieses Verbandes regte, als es um die endgültige Fomulierung des Entwurfes ging. Da vermochte man doch „Undemokratisches" in den Zeilen und zwischen denselben zu entdecken, da war es doch nicht möglich den Delegierten des genannten Verbandes die Vorteile eines kontrollierten Präsidialsystems zu verklaren. Da feierte doch die verlogene Ideologie des Gegensatzes von „Politik" und „Sache" fröhliche Urständ. Bis zu dieser Attakke war man solche Äußerungen von überschäumendem „demokratischen Lebensgefühl" eigentlich mehr von der Seite des RCDS und der Korporationen gewohnt, die sich um die sozialistische Sache herkömmlicherweise nicht so verdient zu machen pflegten. **Fo.**

Neue Neutralität

Den DISKUS erreichte dieser Tage ein merkwürdiger Brief.
Unter dem Absender „Würzburger Semesterspiegel" (Untertitel: Die offizielle Zeitung der Würzburger Studentenschaft) schreibt uns der Dipl.-Kfm., cand. iur. Eckhard Geuther:
„Für Ihr o. a. Schreiben danken wir Ihnen. Wir teilen Ihnen mit, daß wir nicht daran interessiert sind, den DISKUS in Würzburg auszulegen. An unserer Universität werden nur Studentenzeitungen angeboten, die als politisch neutral bezeichnet werden können. Dazu gehört der DISKUS nicht. Stellvertretend für die zahlreichen Gründe, die dafür angeführt werden können, sei nur Ihr Vorgehen gegen den FRANKFURTER STUDENTEN-ANZEIGER genannt.

Hochachtungsvoll
WÜRZBURGER SEMESTERSPIEGEL"

Der DISKUS hatte im Januar dieses Jahres in Würzburg angefragt, ob man nicht im Austauschverfahren gegenseitig die Zeitungen vertreiben wolle, wie dies bei fast allen Universitäten geschieht.
Geuther nun, offenbar zum Vertriebsmann des „Würzburger Semesterspiegel" avanciert, war vor nicht allzulanger Zeit Redakteur des „Marburger Studenten Anzeiger" (MSA), eines Kopfblattes des berüchtigten „Deutschen Studenten Anzeiger" (DSA). In dieser Funktion griff er Professor Abendroth an. Deswegen bezeichnete ihn die Studentenzeitschrift „sine sine" als Ehrabschneider. Die von Geuther darauf erwirkte Einstweilige Verfügung und nachfolgend angestrengte Verfahren haben „sine — sine" zu Tode gebracht. Die andere Marburger Studentenzeitung „Marburger Blätter" kam trotz erfreulichen Engagements noch mit einem blauen Auge davon.
Was das „Vorgehen" des DISKUS gegen den „Frankfurter Studenten Anzeiger" (ebenfalls ein Kopfblatt des DSA, das im vergangenen Semester einmal als Probenummer erschien) angeht, so kann damit nur der Abdruck einer Erklärung des Frankfurter Studentenparlaments in der letzten Ausgabe des DISKUS gemeint sein. **Sb.**

Man darf wieder

Rechtzeitig zum NPD-Wahlerfolg darf die Johann Wolfgang Goethe-Universität sich auch wieder entsprechender Studentenbräuche erfreuen. Ein Gerichtsurteil bestätigte jetzt einer Mensuren schlagenden Verbindung, Farben seien auch in der Universität, nicht nur in geschlossenen Räumen, zu tragen. Als nicht zeitgemäß hatte sich die Universität einst Farben verbeten. Als zeitgemäß könnte sich die Reaktion anderer Studenten erweisen — es würde die Wahlen weniger farblos machen. Wenn die Herren wieder offener Schmucknarben und Farbband trügen, wären sie auch offener diskutierbar. **D.**

personalien

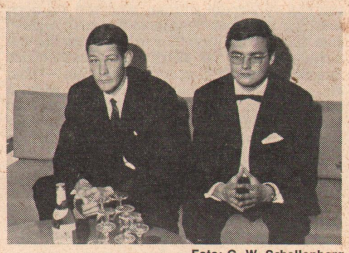


Foto: G.-W. Schellenberg

Die neuen AStA-Vorsitzenden stud. jur. Siegfried **Peters,** 26, und stud. rer. pol. Peter Ingo **Mees,** 24.

Volker Arneth, bis zum 14. Oktober AStA-Boß, übertraf sich in Prag selbst und telegraphierte an seinen Nachfolger: „Nichts ist unmöglich ..." Es steht noch nicht fest, ob sein Nachfolger auch dieser Ansicht ist.

Claus Michael Ringel, schrieb in das Besucherbuch der Kirche St. Jakob zu Grissiau über dem Etschtal als Berufsbezeichnung ein: „Präs. d. Stud. Parl. Uni Ffm". Dem Ehepaar **Schmidt** (Frau Schmidt ist seit 20 Jahren im Rektorat tätig, Herr Schmidt war in Frankfurt vor Jahren AStA-Vorsitzender), das dort vorbeikam, war diese Berufsbezeichnung neu.

Zum ordentlichen Professor wurden ernannt:

Alexander Lüderitz, Priv. Doz. Dr. jur., (Bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht)
Klaus Zernack, Wissenschaftlicher Rat und Professor Dr., (Osteuropäische Geschichte)
Alfred Söllner, Priv. Doz. Dr. jur., (Römisches Recht, Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht)

Den Ruf an eine andere Universität haben angenommen:

Hans Jürgen Jaksch, Priv. Doz. Dr. rer. pol., (Volkswirtschaftslehre) auf das Ordinariat für Ökonometrie an der Universität Tübingen
Karl Klein, Priv. Doz. Dr. phil., (Englische Philologie) auf den Lehrstuhl für Englische Philologie und Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes
Matthias Schramm, apl. Professor Dr. phil. nat., (Geschichte der Naturwissenschaften) als Ordinarius an die Universität Tübingen

Den Ruf an eine andere Universität haben erhalten:

Ladislaus Róka, Professor Dr. med., (Physiologie und physiologische Chemie) auf den Lehrstuhl für Klinische Chemie an der Medizinischen Fakultät der Justus Liebig-Universität Gießen
Rudolf Wiethölter, Professor Dr. jur., (Bürgerliches, Handels- und Wirtschaftsrecht) für das Ordinariat im Fachbereich Arbeitsrecht, Sozialversicherungsrecht und Sozialpolitik an der Universität Freiburg im Breisgau
Martin Lindauer, Professor Dr. rer. nat., (Zoologie) für das Ordinariat im Fachbereich Biologie an der Universität Konstanz
Günter Gliemann, Priv. Doz. Dr. phil. nat., (Physikalische Chemie) auf den ordentlichen Lehrstuhl für Spezielle Physikalische Chemie an der Technischen Universität Berlin
Wilhelm Halbsguth, Professor Dr. rer. nat., (Botanik) auf das Ordinariat für Botanik an der Universität Kiel
Rudolf Rodenberg, Dozent Dr. rer. nat., (Theoretische Physik) an die University of Oklahoma, Norman, Oklahoma, an die University of Nebraska, Lincoln, Nebraska und an die Oklahoma State University, Stillwater, Oklahoma

frischer Salat

ES IST JETZT SAISON FÜR FRISCHEN KRAUTSALAT. FOLGENDES REZEPT:
DAS KRAUT WIRD GUT GEWASCHEN, FEIN GEHOBELT. DAZU GIBT MAN KAROTTEN UND EINEN BOSKOPAPFEL. BEIDES WIRD FEIN GERASPELT DAZUGEGEBEN.
ALS GEWÜRZ KOMMT DAZU: DER SAFT VON EINER ZITRONE, ETWAS GANZEN ODER GEMAHLENEN KÜMMEL, WENIG SALZ, ETWAS PFEFFER UND MUSKAT UND ZULETZT KOKOS- ODER SONNENBLUMENÖL. ALLES ZUM SCHLUSS GUT MISCHEN!
DER SALAT ENTHÄLT VIELE VITAMINE UND SCHMECKT VORZÜGLICH. GUT FÜR DIABETIKER.

Berichtigung:
Im Rezept von 5/1966 heißt es richtig: Sollte der Rhabarber zu dünn sein, kann man ihn mit etwas Diamant-Kindergrieß bestreuen und so rühren, daß **keine** Klümpchen entstehen.

happenings

Liebe Mitbürger!

So lautet die Anrede auf einem Faltblatt, das vom Finanzministerium den hessischen Universitäten zur Verteilung an die akademischen Bürger gesandt worden war. Darüber die Frage, fettgedruckt: „Wo bleibt unser Geld?" Die Antwort liegt auf der Hand: in bunten Faltblättern. Der hessischen Landesregierung muß man, ohne Zweifel, Eifer in Fragen des Bildungsnotstandes zubilligen. So teuer auch dem Studenten in jeder Hinsicht dann seine Verwaltbarkeit zu stehen kommen mag. Jetzt scheint man aber die Informationen auf ein Niveau zuzuschneidern, das nur mehr mit Notstand und nichts mehr mit Bildung zu tun hat. Was die Apologie der denn doch nicht so schlechten Landespolitik ausgerechnet an Universitäten soll, wird wahrscheinlich nur einer ihrer Gegner sagen können, die das Bilderblatt ins Land schickten.

weg

Das Sekretariat schaffte Tische und Stühle an, um beim Belegen, Rückmelden usw. den Studenten ihre bürokratischen Pflichten zu erleichtern. Nach Ablauf eines Jahres sind von 100 Tischen, die nach und nach angeschafft worden sind, noch achtzehn übrig, nachdem die anderen nach und nach verschwunden waren. Ein Teil der Stühle und Tische, die verschwanden, fanden „sich" in Instituten und Seminaren wieder. Ein Hausmeister fand sich nicht bereit, sehr verständlich, in der ganzen Universität herumzusuchen, wer nun Tisch und Stuhl beiseitegeschafft habe, vor allem, da jeder behaupten könnte, die Möbel seien schon lange da. Nun, wenn die Zeit vergeht, werden sie noch länger da sein. Auf jeden Fall sind sie erstmal weg. Es gilt nach wie vor das Rezept: wer Tisch und Stuhl braucht, nehme sich.

raus

Besorgte Familienmitglieder ausgepunkteter Bewerber für das Medizinstudium stürmen neuerdings das Sekretariat und unterbreiten eindringlich die Qualifikationen ihrer Söhne und Töchter und Anverwandten. Als besonders überzeugend gilt die Tatsache, daß der Bewerber schon in Papas Praxis tüchtig geholfen habe, und Spritzen kann er schon ganz sauber geben, und Medikamentreklame sammeln, er wird sicher ein guter Arzt werden. Wird aber nicht. Selbst wenn er trotz der Elternreden ein guter würde. Es hat nicht sollen sein, wegen der Abiturnoten und weil das Abitur eine Lebensprüfung ist, und weil das nicht geändert wird, und weil die Universität schon gar nicht, und weil es sowieso schon zuviel Mediziner gibt, wie standesbewußte Ärzte sagen.

Frage

Wie kann man das Gerücht verstehen, Soziologie-Professor Rüegg habe im letzten Semester einen eingeschriebenen Studenten und das Rektorat zu betreuen gehabt?

Madrid

M. Luther, ein schwerversehrter deutscher Pfarrer, der sich zur Zeit als Tourist in Madrid aufhält, klopfte mit seinen Prothesen dreiundneunzig mal an die Tür des Amtssitzes von General Franco. Es wurde ihm nicht geöffnet.

Beiträge zur „Psychohygiene"

Die folgenden Zitate stammen aus einem Heft der „Umschau in der Arbeit der Studentenwerke", 53, Oktober 1966. Sie deuten auf das Problem der Verhinderung der Hilfe für „psychisch gefährdete Studenten".
„Psychohygiene nicht vergessen." „Und es ist bei den großen Studentenzahlen durchaus glaubhaft, daß ein Arzt allein die Studentenarztpraxis gar nicht mehr schaffen kann." „Studentenarzt und Studentenpfarrer müssen hier eng und vertrauensvoll zusammenarbeiten." „Studenten aber, die . . . anlagebedingt oder aus verschiedenen anderen Gründen Fehlhaltungen aufweisen, . . . sollten ausgeschieden werden." „. . . daß die hohe Zahl von Studienabgängen und Studienzeitverlängerungen in Folge psychischer Belastungen auch rein volkswirtschaftlich bedenklich ist." „Es ist keine Übertreibung". **W.**

Essen macht traurig

Prozente statt Essen

Das Wintersemester hat begonnen und schon füllen sich auch die Mensen wieder – und das nicht nur zur Mittagszeit, man darf auch noch um achtzehn Uhr seinen Magen mit einem warmen Essen erfreuen, so man nicht vorzieht, sich unter die Skatspieler einzureihen, die das Essen wohlwollend hungrigeren Kommilitonen überlassen. (In Frankfurt essen nämlich nur 35 Prozent aller Studenten in der Mensa, gegenüber 70 Prozent in Darmstadt und Marburg.) Oder sollte das etwa andere Gründe haben? Ist es wirklich die Sehnsucht nach Gesellschaft im herrlichen, zugigen zweiten Zuhause, die Freude am Anblick glücklicher Studentengesichter – glücklich vielleicht darüber, das Essen trotz einiger mit Widerwillen gemischten Bedenken in den Magen befördert zu haben? Gehen wir doch einmal hin zu den Kommilitonen und fragen den einen oder anderen, was ihn immer wieder in die Mensa zieht. So schlecht sei das ja gar nicht mit dem Essen – es klingt nicht immer sehr überzeugend – aber es sei halt ein bißchen teuer: in Marburg zum Beispiel könne man schon für 75 deutsche Pfennige ... Aber wer wird denn gleich von Marburg reden, Marburg ist eben nicht Frankfurt und jetzt bedarf es unseres ganzen betriebswirtschaftlichen Verstandes, um den Ausführungen der für die Mensa Verantwortlichen zu folgen: Man wisse ja schließlich, daß die Personalschwierigkeiten im Rhein-Maingebiet sehr viel größer seien als in Marburg, wo man sich mit einem Kleinbus die Kartoffelschälfrauen und so weiter aus den umliegenden Dörfern abholen könne, zudem seien die Personalkosten niedriger. In Frankfurt dagegen sind von etwa 110 Planstellen 30 unbesetzt, was durch den studentischen Mensadienst ausgeglichen wird. Wäre der Mensadienst nicht, müßte man den Betrieb einstellen. Studentenwerksgeschäftsführer Gerhard Kath meinte, die rund 30 Prozent ausländischer Hilfskräfte seien auch eine Belastung – der Stellenplan wies indes nur 12 Prozent Ausländer auf. Aber eins steht fest, die Mensa hat ein sehr gutes Betriebsklima, alle Leute arbeiten gern dort und sind immer ein wenig traurig, wenn die Mensa kritisiert wird, weil sie sich getroffen fühlen – an ihnen liegt es sicher nicht, wenn nicht alles so klappt, wie es soll.

Verhältnisse statt Essen

Die Mensadiskussion begann mit den zahlreichen baulichen Nachteilen des Frankfurter Betriebes, die die Betriebskosten gegenüber anderen Mensen erhöhen. Vieles davon ist sicher nicht mehr rückgängig zu machen, aber einige Dinge ließen sich möglicherweise doch verbessern. Es wird einem immer Angst und Bange, sich zu Hauptessenszeiten hungrigen Magens, folglich etwas geschwächt, in die jeden Tag von neuem mit heldenmütiger Tapferkeit ausgetragene Mensaschlacht stürzen zu müssen. Nicht nur, daß es eines langen Anlaufes bedarf, um mit der erforderlichen Gewalt den aus Frühstücksmensa und Mensa III sich ergießenden Menschenstrom zu durchbrechen. Schon wird man von zwei weiteren Schlangen aufgehalten die sich vor den Ausgabeschaltern stauen. Wehe dem, der darauf besteht, anstatt mit den Fingern zu essen, auch noch ein Besteck holen zu wollen: rein in die Schlange, raus aus der Schlange, immer mit den Ellenbogen, meine Damen und Herren . . ., in anderen Mensen sei der Verkehr kreuzungsfrei? Die haben ja auch zwei Türen!

Herr Kath, Geschäftsführer des Studentenwerks mit Herrn Döbel vom Vorstand des Studentenwerks, oberste Kontrollinstanz? (Trinken in der Mensa)

Als ausgesprochen praktisch und hygienisch erweist sich auch die Erfindung der Geschirrwagen – Scherben bringen Glück und angetrocknete Speisereste erleichtern das Spülen und außerdem muß ja auch das Personal beschäftigt werden. Anderswo gäbe es entweder Fließbänder oder eine zentrale Geschirrabgabe? Ja, das kann man den Herren Studenten nicht zumuten, ihr Geschirr auch noch selber abzugeben, meinten die beiden jungen Wirtschaftsleiterinnen mit einem ebenso freundlichen wie glaubwürdigen Lächeln. Da kann man nichts machen, außerdem ist die Mensa ja auch fertig gebaut und wenn der Architekt halt was Schönes aber Unpraktisches bauen wolle, müsse man ihn auch lassen. Der Mensch ist willig, doch die Verhältnisse, die sind nicht so.

Subvention statt Essen

Hatte sich nicht jemand beschwert, das Essen sei schlecht? Das ist schier unvorstellbar, das meinen auch die Vertreter des Studentenwerks, denn: das Essen wird subventioniert wie nie zuvor. Der Haushaltsplan für das Jahr 1966 sieht einen Zuschuß von 70 Pfennige pro Stammessen vor (60 Pfennige im Vorjahr), außerdem 103 000,– DM Anteil aus den Semestergebühren. 91 812,10 DM im Vorjahr, die nur merkwürdigerweise zur Deckung des Defizits der „übrigen Mensabetriebe", also Frühstücksmensa, Professorenmensa, Personalessen etc. verwendet wurden, während sie doch wohl für die Stammessenmensa ausgewiesen sein dürfte. Herr Kath meinte zwar, das stimme nicht, es seien nur 80 000 DM ausschließlich fürs Stammessen ausgegeben worden – aber ein so vielbeschäftigter Mann kann wirklich nicht alles im Kopf haben. Nicht zu vergessen Bedarfszuschüsse des Landes, welche alle ordnungsgemäß belegten Fehlbeträge decken – eine Neuregelung seit 1965.

Geheimmischung statt Essen

Der Kurator der Universität glaubt, daraus schließen zu können: „Es muß erwartet werden, daß ein schmackhaftes, abwechslungsreiches und ausreichend gehaltvolles Mensaessen (im Durchschnitt etwa 1000 Kalorien) geboten wird" (Bewilligungsbescheid von 1965). Und richtig, der Wareneinsatz wurde laut Buchführung von 90 Pfennig auf 1,05 Mark erhöht. Dieses wissend stocherte einer dieser ewig mißtrauischen Studenten, die immerfort mäkeln müssen, aber weder etwas verstehen wollen, noch wissen, wie mans besser macht, so einer stocherte also letzten Freitag oder auch vorletzten auf seinem Teller herum und versuchte

Herr Hederich, der verantwortliche Leiter der Mensa
Foto (2): G.-W. Schellenberg

auszurechnen, weshalb zwei gekochte Eier, ein Löffel Mehlsoße mit Kräutern, drei Scheiben rote Beete und vier halbe Kartoffeln plus einer, außer ihrem Wasseranteil undefinierbaren Suppe eine ganze deutsche Mark und fünf Pfennige kosten sollen. Es gelang ihm nicht. Er konnte ja nicht wissen, nach welch geheimen Regeln die Mensaleitung einkauft und zubereiten läßt. Wäre er beispielsweise mit einer Scheibe fetten Schweinefleisches konfrontiert worden, hätte ihm zum Trost gesagt werden können, daß der mensaeigene Metzger, der wirklich auch ein offenes Herz für arme Studentenmägen hat, das nächste Mal ein magereres Schwein geschlachtet hätte. Die Mensa hat nämlich gegenüber anderen gastronomischen Betrieben den großen Vorteil, ihre fetten und mageren Schweine selber schlachten zu können, je nach Belieben. Und das tat sie auch – je nach Belieben: „Die Aufteilung der allgemeinen Lebensmittel konnte nach der Lagerbuchhaltung vorgenommen werden . . . Dagegen wurden die Abgaben von Metzgereiwaren an Küche I und Küche II erst seit 1. November 1965 getrennt erfaßt" (so steht's im Prüfungsbericht 1965), und auch das nur, weil der Hessische Minister für Kultus eine detaillierte Kosten- und Ertragsrechnung verlangt hat – was vorher bereits die Wirtschaftsprüfer und Mitglieder des Studentenwerks auch schon für sinnvoll hielten – nur fehlte ihnen der lange Arm des Gesetzes.

Idealismus statt Essen

Daß die Mensa auch einen eigenen Konditor hat, der Kuchen fast so billig und schmackhaft herstellt, nur in kleineren Mengen, wie die umliegenden Bäckereien, scheint nicht einmal den Wirtschaftsprüfern aufgefallen zu sein. Zumindest laufen auch diese Ausgaben, ohne nähere Aufschlüsselung unter „allgemeine Lebensmittel". Wir haben uns allerdings versichern lassen, daß sowohl die eigene Metzgerei, die das Fleisch auch viel besser verwurste(l)n könne, wie auch der eigene Konditoreibetrieb sehr viel wirtschaftlicher seien („Auf eine sparsame Wirtschaftsführung weise ich besonders hin" schrieb ja auch der Kurator) als der Einkauf beim Großhändler. Das ist sicherlich richtig, man spart in der Tat den Großhandelsaufschlag. Man könnte zwar auch einen geschickten Direkteinkäufer beauftragen, von der Großmarkthalle oder von Genossenschaften oder Großbetrieben einzukaufen. Dafür müßte man allerdings erst jemanden einstellen und Personal ist doch so schlecht zu kriegen. Außerdem hat sich das Team aus Mensaleiter, Wirtschaftsleiterinnen und Lagerverwalter so gut eingespielt, diese Mehrbelastung auf sich zu nehmen – und sie arbeiten sicherlich nach besten Kräften –, daß ein gelernter Einkäufer es bestimmt auch nicht besser könnte.
So viel Idealismus ist in der Tat bestechend und sollte endlich alle diejenigen, die ständig etwas zu nörgeln haben, davon überzeugen, daß in unserer Mensa wirklich alles getan wird,

was den dort beschäftigten Menschen möglich ist. Es ist einfach unfair, ihnen ständig die Fehler anzulasten, die von vornherein durch bau- und verwaltungstechnische, unabänderliche Verhältnisse angelegt waren.
Technische? Unabänderliche?

Hilde Vogel

Essen macht lyrisch

Saustall sowieso. Herzliches Willkomm. Erwartungsfrohe Gulaschatmosphäre, egal, von wem das Gulasch kommt (Schwein, Rind, Hirsch, Fisch, Saurier): Hauptsache: Gulasch. Gulasch mit Reisperioden, mit Kartoffelperioden, mit Pürreeperioden. Ja, wenn die Maschine mal warmgelaufen ist . . .
Geldwechsel. Eine Mark gegen zehn Groschen. Leer. Warten. Haben Sie vielleicht mal 'ne Mark klein? Danke! Spurt in die Fünfeinhalbmeterschlange. Geduldige Lämmer zum Trog. Ein Schritt vor. Ringsherum zufriedene, gulaschgefüllte Gesichter. Kratzen in der Nirosta-Pfanne, entwinden dem Blankstahlnapf die letzte Kalorie. Es muß alles ausgeschöpft werden.
Schleichender Bittgang zum Thron des Molochs. Ist er mit einer Mark und zwanzig gnädig zu stimmen? Eine Mark und zwanzig gegen das Gefühl (nur das Gefühl!), satt zu sein.
Ungeduld. Scharren. Am (fiktiven) Meterstein 3,5 erhebt sich Gemurmel: Warum ist nur eine Theke geöffnet? Personalmangel! Warum streikt die geldschlingende Suppenwippe? Konstruktionsmangel.
Schwarze Knöpfe werden gedrückt. Der Moloch will nicht. 2 Minuten. Böse Blicke schleudern die Lämmer in das Neonaquarium. Da kommt Bewegung in des Molochs weißgekleidete Opferpriester. Zaghaft wird ein Schraubenzieher gereckt. Ein ehrerbietiges Drehen: die Gulaschwippe kreist wieder. Unterdes vergnügen sich blaubemäntelte Molochministranten (9 an der Zahl) am östlichen Seitenfenster mit Schmierdienstblick. Sicher: auch sie können nicht immer dienen. Ist es die Taktik großer Feldherren, die Hilfstruppen während der großen Schlacht in Schwätzchesurlaub zu entlassen?
Der Moloch hat seine eigene Strategie. Die Schäflein, die sich ihm (immer wieder, immer wieder) ehrerbietig nähern, weil sie sonst verhungern würden (oder zu Maximilians Currywürstchen abwandern müßten) – die Schäflein erkennen die Strategie nicht.

Heiner

Essen macht kritisch

FRAGEN SIE FRAU CHARLOTTE

Liebe Frau Charlotte,
zwar weiß ich, daß es ein Niveau gibt, unter dem man nicht mehr diskutieren kann, aber ich habe trotzdem drei Fragen über die Mensa:
1. Warum heißt die Mensa so?
2. Warum kocht die Mensa montags das schlechteste Essen?
3. Warum gibt es nur ein Menü?

Ihre Erika M. aus G.

Liebe Erika,
1. Mensa kommt, wie Sie ja wissen, aus dem Lateinischen und heißt „Tisch". Daher heißt die Mensa so, weil sie öfter mal geschlossen bleibt. Denn sie verwendet die Tische mit Vorliebe zum Aufstapeln hinter versperrten Türen, mit einem Plakat verziert: „Heute geschlossen".
2. a) weil der Student erst am Sonntag anständig gegessen hat b) um den Studenten auch für den Rest der Woche abzuschrecken.
3. Es ist eine böswillige Verleumdung, daß die Mensa nur ein Menü anbiete. Die Speisekarte kündigt zum Beispiel an: Heute gefüllter Schweinebauch mit Kartoffeln und Salat. Dieses Menü erhalten Sie bis 12.30 Uhr. Dann geht der Salat aus und es gibt Quarkspeise. Um 13 Uhr ist zur Freude unserer islamischen Kommilitonen auch der Schweinebauch alle und wird durch Leberragout ersetzt. Ab 13.15 Uhr schließlich bekommen Sie statt Kartoffeln Teigwaren, zu deutsch Nudeln. Sie sehen, welche Auswahl die Mensa täglich bietet.

1.–3. Die Mensa leidet unter großem Personalmangel; das Personal tut alles, was es kann. Kritik ist daher unangebracht, sonst laufen noch mehr Leute weg. Wer kritisiert, muß sich zum Mensadienst melden. Wenn Sie das nicht wollen, tun Sie etwas für Ihren Geschmack. Die Kritik an der Mensa muß jedenfalls aufhören.

Ihre Frau Charlotte

Essen macht schlecht

FISCHMEHL
(Esel streck dich)
Freitag. 16. September. 13 Uhr. MENSA:
Kaum hat er die Glastüren aufgestoßen, schlägt dem Gast ein Geruch entgegen, als habe man ein Dutzend Korruptionsfälle aufgedeckt. Aber es ist kein Schwein unterschlagen worden, auch kein halbes, sondern es riecht, als habe man eins abgebrüht.
Wer aber glaubt, es gäbe Schweinebraten, hat vergessen, daß heut Freitag ist. (Keiner Küche, außer der des Vatikans, ist der Freitag so heilig wie der Mensa: die sieht darin ihr sittliches Alibi für ihre unsittliche Abneigung gegen Fleischgerichte).
Also heute riecht es nach Schwein, und es gibt Fisch.
RETROSPEKTIVE: Früher gab es in der Mensa einen Fisch, der roch auch so, war frisch und knusprig, schwamm in einer delikaten Soße, wie die Mensaleitung auf ihren „Speisekarten" statt Sauce schreibt (Nun ja, die Herren sind Puristen.).
Zurück aber zu diesem „Fisch" an diesem schwarzen Freitag: Es handelt sich dabei um eine industrielle Preßform, eine materiale Fülle bergend, die jeden Lebensmittelchemiker aufhören ließe. Als dieser Kloß aus dem Kessel gehoben wurde, da stand offenbar Herr HACKEPETER Pate.
Und wir, die wir das auszulöffeln haben, fragen das Studentenwerk, wann es dem Verpflegungsskandal in der Mensa endlich entgegentreten will.

F.

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz), Telefon: 23633 und 25246
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7,80	Differentialrechnung	DM 11,50
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Gr.	DM 9,60	Integralrechnung	DM 5,80
Vom Punktbis zum Kreis	DM 6,50	Differentialgleichungen	DM 4,30
Von Koordinaten b. z. Funktionsgleichung	DM 8,50	Statik starrer Körper	DM 11,50
Gleichungen der Geraden	DM 6,50	Festigkeitslehre	DM 11,50
Gleichungen von Kreis, Ellipse, Hyperbel und Parabel	DM 8,50	Dynamik des Massenpunktes	DM 7,50
Arithmethik und Algebra	DM 6,00	Dynamik des Massenkörpers	DM 5,00
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3,00

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
DEMMIG VERLAG KOM. GES. · 61 DARMSTADT-EBERSTADT

DER NOTSTAND WURDE PROKLAMIERT

Im September wurde in Frankfurt ein Kuratorium „Notstand der Demokratie" gegründet. Am 30. Oktober veranstaltete das Kuratorium einen Kongreß, der die bisher größte Manifestation der Opposition gegen die erlassenen und geplanten Notstandsgesetze war.

Aber es handelt sich um eine außerparlamentarische Opposition, die einmal mehr laut und gut sagte, daß der Verfassungsschutz seine regsten Anhänger in den Reihen derer hat, vor denen er die Verfassung zu schützen wähnt; in den Reihen derer, wie Prof. Ridder meinte, die das Grundgesetz nicht nur unter dem Arm tragen, sondern auch gelesen haben. Der Notstand der Demokratie, die Misere des Versagens allzuvieler Parlamentarier, die autoritären Tendenzen der Regierungspolitik machte dieser Kongreß deutlich. Er löste das Adenauer-Wort vom Ernst der Lage ein, die das Ergebnis einer verfehlten Politik ist; eines Bankrotts, der nicht dadurch verschleiert werden kann, daß Gesetze zur ausbrechenden Panik in Schubladen versteckt worden sind. Alles Gerede, die Opposition sei „weit links", werde zu dem von Gewerkschaften finanziert (als ob die Vertretung legitimer Interessen sträflich wäre) — das fälscht nicht nur tatsächliches Bestreben und die Zusammensetzung des Kuratoriums, es enthüllt auch, wie wenig Argumente außer Verleumdung und infamem Kommunismusverdacht vorgebracht werden können von „Bunkerleichen" (Enzensberger).

Mit Teilnehmern aus der ganzen Bundesrepublik und dem Ausland begannen in sechs Foren am Sonntagmorgen Referate und Diskussionen über Aspekte, Auswirkungen, Zusammenhänge der Notstandsgesetzgebung. Prof. Aretin sprach über „Historische und politische Belastungen der Ausnahmegesetzgebung"; er verglich verschiedene Notstandsverfassungen ander Länder und kritisierte die Ministerialbürokratie in der Bundesrepublik als dem Geiste des totalitären Staates noch verhaftet. Aretin befürchtet, die Verabschiedung der Notstandsgesetze „würde eine Militarisierung Westdeutschlands" und verstärktes Mißtrauen gegen die Republik bedeuten. Jeder Abbau unserer Demokratie verändere so auch unsere außenpolitische Situation.

Rechtsanwalt H. Hannover ging scharf mit den schon geltenden Notstandsgesetzen (die Selbst- und Zivilschutz betreffen) ins Gericht. Den Abgeordneten haben die Entwürfe nur wenige Tage vor der Abstimmung vorgelegen. Für Abgeordnete — von Staatsbürgern, den Betroffenen, gar nicht zu reden — sei alles überstürzt geschehen. Bedrohlich genug, wenn die Konsequenzen der weithin unbekannten Bestimmungen auch noch überraschend für den Bürger sich einstellen.

Die Folgen für Beruf und Privatleben umfassen den Abbau der Rechte auf freie Wahl des Arbeitsplatzes, auf Streik, Informationsfreiheit, freie Meinungsäußerung, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit. Das Alltagsleben, so H. Hannover, spiele sich unter Führung von Regierung, Arbeitgebern und Befehlshabern paramilitärischer Verbände ab. Es ergebe deutlich eine Tendenz zu einer „hierarchischen Gesellschaftsstruktur". Das Ergebnis Prof. Hofmanns Analyse, nämlich Zusammenhänge von Notstandsplanung - Wirtschaft - Arbeitnehmerschaft, wies in dieselbe Richtung. Man würde an Gruselgeschichten erinnert, wenn nicht die belegten Erklärungen solche fast überträfen. So etwa die Darstellung der Interessen der führenden Teile der Privatwirtschaft, die sich schon weitgehend mit denen des Staates decken, weil diese Wirtschaft fast den Staat selbst verkörpert und die Notstandsgesetze vorantreibt. Ein deutlicher innenpolitischer Zweck stehe dahinter, die Gefahr eines Angriffs von außen sei ein bloßer Vorwand angesichts der augenblicklichen internationalen Lage. Damit werde die Notstandsgesetzgebung ein Instrument zur Überwindung sozialer Konflikte. Die drohende Gefahr einer Zentralisierung öffentlichen Lebens, einer „Durchschnittsmilitarisierung" schon in Friedenszeiten sieht auch Hofmann. Bundesgrenzschutz und Bereitschaftspolizei haben bereits Übungen von „bürgerkriegsähnlichem Charakter" abgehalten.

Schlußkundgebung Foto: G.-W. Schellenberg

Olaf Radke (vom Vorstand der IG Metall) griff scharf die Behauptungen der Regierung an, eine „legale Basis" für die Schubladenverordnungen finden zu wollen durch Übertragung alliierter Rechte. Den Alliierten ist nichts davon bekannt gewesen. Es gehe, so sagte Radke, um das Grundgesetz und nicht um fremdes, alliiertes Recht. Eine Bundesregierung, die so operiere, handle verfassungswidrig. Die Vorbereitung der Schubladengesetze beruhe jedenfalls nicht auf alliierter Ermächtigung. Das sage genug über die Pläne der Bundesregierung, einschneidende Änderungen der Verfassungs- und Gesellschaftsordnung anzustreben. Einen Überblick über Notstandsgesetzgebung und Gewissensfreiheit gab Prof. Stein. Er charakterisierte die Gewissensfreiheit als grundsätzliches Freiheitsrecht und lehnte scharf die Meinung ab, ihr komme keinerlei Außenwirkung zu. Prof. Stein: „Auch ein Mißbrauch der Notstandsbefugnisse läßt sich nicht durch einen weiteren Ausbau der Gewissensfreiheit bekämpfen, sondern nur durch die Bereitschaft Einzelner, notfalls für ihre Überzeugung ins Gefängnis zu gehen."

In allen Referaten wurde sachkundig demonstriert, was von Notstandsgesetzgebung zu halten sei. Und immer wieder kamen Hinweise auf die verheerenden innen- und außenpolitischen Auswirkungen der Notstandspläne als Konsequenz einer Regierungspolitik, die nur noch mit Gewaltdrohungen und Panik den eigenen Notstand zum Ende der Demokratie zu machen geneigt scheint. Prof. A. Mitscherlich fragte im Forum „Folgen der Notstandsgesetzgebung für den Alltag" welches Menschenbild wir offenbaren, daß wir uns solche Gesetze vorsetzen lassen. Wir müßten an unser Bewußtsein die Frage stellen, ob wir zu den Konsequenzen unserer Ablehnung bis hin zum gewaltlosen Widerstand bereit seien. Gösta von Uexküll fügte hinzu, es verstärke die Einübung des Hasses, ein Klima der Aggressivität nach innen und außen, wenn erst einmal alle mit der Ausführung der Notstandsanweisungen und Vorbereitungen nach den Gesetzen beschäftigt seien. Das Argument der Regierung, „das haben uns die Kommunisten eingebrockt", habe eine doppelte Wirkung, alle die bei den einfachen Notstandsgesetzen nicht mitmachen, zu Helfershelfern des Kommunismus zu stempeln und nach außen den Kreuzzugsgeist gegen die angebliche sowjetische Bedrohung zu verstärken. Wenn der Kongreß als linkes Gewerkschaftsunternehmen abgetan wurde, dann unterschlägt diese Behauptung, daß zu einem großen Teil der Kongreß nicht nur von Arbeitern und Angestellten (die immer noch die größte Bevölkerungsgruppe bilden), d. h. auch Gewerkschaftlern, getragen wurde, sondern in Erkenntnis der Gefahr auch von einer für dieses Land überraschend hohen Zahl Professoren unterstützt wurde. Grußbotschaften mit Erfolgswünschen kamen in nicht aufzählbarer Menge von verschiedenen Personen, Gruppen, Institutionen.

Die Entschlossenheit zu weitergehendem Widerstand über Appelle hinaus wurde oft genug und deutlich betont. Zahlreich waren die Mahnungen an die SPD, Verfassungsklage beim Bundesverfassungsgericht wegen der Schubladenverordnungen zu erheben. Noch war die Zahl der Abgeordneten des hessischen Landtags gering, ebenso wie der teilnehmenden, beobachtenden Bundestagsabgeordneten. Umso erfreulicher, wenn sie gerade in einer solchen Situation sich nicht den Mut zur Information und zur unabhängigen Diskussion nehmen ließen. In der FDP und in der SPD gibt es auch Leute, die das Gerede eines Pressesprechers der Bundesregierung als Stärkung der Demokratie nicht ansehen, wenn er den Protest als kommunistisch inspiriert hinstellen möchte. „Die Sicherung des Rechtsstaates" mit den Gesetzen eines Unrechtsstaates planen, hieße die Demontage der Demokratie endgültig realisieren zu wollen. Daß der Deutsche Gewerkschaftsbund abseits stand und keine Empfehlung zur Teilnahme am Kongreß aussprach, entfernt ihn von einer guten demokratischen Tradition. Die Schlußkundgebung mit ungefähr 21 000 Demonstranten verlief „ruhig". Prof. Ernst Bloch, Prof. Ridder, Georg Benz und H. M. Enzensberger attackierten die Notstandspläne unter großem Beifall. An Deutlichkeit und Schärfe ließ kein Redner zu wünschen übrig. Es wurde in einer Schlußerklärung der „Notstand der Demokratie" proklamiert.

D. H. W.

Notstand der Presse

Im Festsaal des Studentenhauses sprach Prof. Walter Fabian in dem von Prof. Jürgen Habermas geleiteten Forum II über die „Presse- und Meinungsfreiheit in der Notstandsgesetzgebung". Am Beispiel der Verhandlungen zwischen dem Bundesinnenministerium und dem Deutschen Presserat über ein Pressekommissionsgesetz versuchte Fabian Taktik und Pläne der Bundesregierung bei der Vollendung des Notstandskomplexes darzulegen. Bereits im Oktober 1960 hatte der Deutsche Presserat in einer Resolution seine Position festgelegt: „Der Deutsche Presserat hält die Aufhebung oder Beschränkung der in Artikel 5 des Grundgesetzes verbürgten Pressefreiheit bei einem Notstand weder für zulässig noch für zweckmäßig. Er ist der Auffassung, daß das Grundrecht der Pressefreiheit in seinem Wesensgehalt nicht angetastet werden darf". Nach Ansicht von Fabian, der selber als Presseratsmitglied an den Verhandlungen teilgenommen hat, zielten die Pläne von Bundesinnenminister Höcherl für das Pressekommissionsgesetz darauf ab, die Presse „auf die sanfte Tour gleichzuschalten". Der Bundesregierung kam es auf die Zustimmung des Presserates zur Errichtung einer staatlichen Pressekommission an, die — wie Prof. Ridder in der Diskussion bemerkte — als ein Instrument im Rahmen totaler Notstandsplanung gedacht war.

Die Kritik des Presserates an den Plänen der Bundesregierung richtete sich vor allem gegen folgende Punkte:

1. Die vorgesehene Pressekommission sollte als ein von Regierungsvertretern mehrheitlich besetztes staatliches Organ geschaffen werden mit der Befugnis, bei der Veröffentlichung „militärischer Nachrichten" eine Vorzensur auszuüben, sowie bei Verstoß dagegen, ein Berufsverbot für Journalisten oder das dauernde Verbot einer Zeitung auszusprechen.
2. Der Begriff der „militärischen Nachrichten" wurde in den Gesetzentwürfen derart ausgedehnt, daß man weite Bereiche des zivilen Lebens damit hätte erfassen können.
3. Die Informations- und Meinungsfreiheit sollte nicht erst im Kriegsfall, sondern bereits im Spannungsfall, wie zum Beispiel in der Vergangenheit während der Kubakrise, eingeschränkt werden können. Dieser Gummitatbestand ist auch in den bereits verabschiedeten Notstandsgesetzen enthalten.
4. Die Pressekommissionen sollten unmittelbar nach Verkündigung des Pressekommissionsgesetzes ihre Tätigkeit aufnehmen, um — nach Begründung der Bundesregierung — sich bereits in Normalzeiten „einüben zu können".

Fabian hielt es für bedenklich, daß der von Bundesinnenminister Lücke neuformulierte Entwurf eines Bundespressekommissionsgesetzes von der gleichen Konzeption ausgeht wie die insgesamt acht Entwürfe, die Höcherl in den Beratungen mit dem Presserat in der Zeit von 1963 bis Mai 1965 vorgelegt hatte. Der Presserat hat aus diesem Grund im September 1966 einstimmig und entschieden gegen die geplante Einschränkung der Pressefreiheit genommen.

Fabian wies darauf hin, daß darüberhinaus heute schon die Pressefreiheit durch die einschlägigen Bestimmungen des politischen Strafrechts eingeschränkt werden könne. Weiterhin ermögliche das bereits in Kraft gesetzte Wirtschaftssicherstellungsgesetz zum Beispiel eine Beschränkung der Lieferung von Papier für Zeitungsbetriebe. Die Schubladen-„Verordnung über Sicherheitsmaßnahmen" erlaube die Festnahme von Personen, die ihrem früheren Verhalten nach verdächtig erscheinen. Nach der „Verordnung über das Informationswesen" könnten die Rundfunkanstalten zur Ausstrahlung von regierungsgelenkten Gemeinschaftsprogrammen verpflichtet werden.

In seinem Diskussionsbeitrag nannte Harry Pross die gesamte Notstandsgesetzgebung ein innenpolitisches Manöver, das dazu diene, geschwächte Herrschaftspositionen zu festigen. Auch ohne Notstandsgesetze stelle die zunehmende Konzentration der Presse einen Angriff auf die Pressefreiheit dar. Prof. Scheuch bemerkte, daß die Presse einseitig über Stellungnahmen der Befürworter einer Notstandsgesetzgebung berichte, kritische Stimmen dagegen kaum zu Wort kämen. Aufschlußreich war seine Behauptung, daß die Mehrzahl der Bundestagsabgeordneten über das Frischeigesetz besser unterrichtet ist als über das Notstandsverfassungsgesetz. Karl Hermann Flach von der Frankfurter Rundschau wandte sich gegen die von dem früheren FDP-Bundestagsabgeordneten Oswald Kohut angesichts der Regierungskrise in Bonn geforderten Neuwahlen. Diese würden — jedenfalls in Bezug auf die Pläne für die Notstandsgesetzgebung — kaum eine Änderung der politischen Situation bringen.

D. St.

Notstand in der Universität?

Dem Lokalteil verschiedener Frankfurter Zeitungen war am 4. 11. 1966 zu entnehmen, der „Rektor der Frankfurter Universität, Prof. Dr. Rüegg", habe am 3. 11. „vor dem Lehrkörper der Hochschule bestätigt, daß die Universität unter Umständen gezwungen sein werde, einen ‚numerus clausus' für Studienanwärter einzuführen" (FAZ). Begründung (laut Bericht der FRANKFURTER RUNDSCHAU): das für den Ausbau vorgesehene Gelände am Rebstock sei zu klein, um den erwarteten Anstieg der Studentenzahlen — von jetzt ca. 15 000 auf mindestens 23 000 im Jahre 1980 — genügen zu können.

Erschreckend war diese Nachricht aus zwei Gründen. Einmal konnte man nach den hochschulpolitischen Diskussionen der letzten Zeit annehmen, daß keine Universität mehr ernsthaft diese reaktionäre und formal sehr angreifbare (und mehrfach angegriffene) „Notmaßnahme" gegen aktuelle, allmählich nur zu bekannte Engpässe im Universitätsbetrieb in Erwägung ziehen würde. Zum anderen hatte gerade der Senat der Frankfurter Universität erst im Sommersemester 1966 durch seinen Beschluß, in keiner Fakultät Zwangsexmatrikulationen nach dem Berliner Vorbild vorzunehmen, bessere Lösungsvorschläge erwarten lassen.

Schon in seinen ersten Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen (1960) hatte der Wissenschaftsrat in einem eigenen Kapitel sich mit der Frage beschäftigt, ob die Ausbildungsmöglichkeiten in der Bundesrepublik erweitert oder restriktive Maßnahmen zur Beschränkung der Studentenzahl wie der ‚numerus clausus' ergriffen werden sollten. Er referiert dann die gleichen z. T. offen elitären Argumente, die auch heute noch dafür bemüht werden. Sie reichen von der Besorgnis, die Hochschulen könnten gegenwärtig für eine angemessene Ausbildung aller Studenten nicht mehr garantieren über die Furcht vor der Produktion eines akademischen Proletariats und dem Gespenst der „ungeeigneten" Vielen bis zu der Akzeptierung der schlechten Realität („es [ist] unmöglich, in angemessener Frist Ausbildungseinrichtungen zu schaffen, die den Erfordernissen entsprechen"). Die Gründe, die den Wissenschaftsrat damals zur Ablehnung des ‚numerus clausus' bewogen, sind kurz vor der Anwendung neuer alter „Sofortmaßnahmen" um so aktueller. Die Auswahl der Studienanfänger bleibt willkürlich, ob sie nun durch Los oder aufgrund von Abiturzeugnissen vorgenommen wird. Beschränkungen dieser Art verstoßen, wie Urteile und Äußerungen maßgeblicher Rechtslehrer belegen, gegen das Recht auf freie Wahl der Ausbildungsstätte (Art. 12 Abs. 1 GG) und im Bereich der Zuständigkeit der Hochschule gegen die Lernfreiheit des Studenten (nach Art. 5 Abs. 3 GG). Darüberhinaus — so der Wissenschaftsrat — ist die damit intendierte Berufslenkung nicht mit einem demokratischen Gemeinwesen vereinbar, wie es denn überhaupt schwierig sein dürfte, den Bedarf an Akademikern eines bestimmten Fachs vorauszuberechnen. Schließlich haben die bisherigen Absolventen der Hochschulen nicht nur ohne Schwierigkeiten Anstellungen gefunden, sondern der Ruf von Staat und Wirtschaft vor allem nach mehr Lehrern und Ingenieuren hat die steigende Nachfrage nach wissenschaftlich qualifizierten Arbeitskräften deutlich genug vor Augen geführt. Zweifellos ist die hochschulpolitische Diskussion unterdessen weitergegangen. Sie hat nicht nur die Interessen der Beteiligten sehr viel deutlicher gemacht, sondern auch neue Lösungen vorgeschlagen. Die sog. befristete Immatrikulation ist scheinbar viel weniger willkürlich und autoritär als der ‚numerus clausus' oder spektakuläre „Zwangsexmatrikulationen", und wegen des geringeren Reibungskoeffizienten vermutlich auch „effektiver". Weil restriktive Maßnahmen dieser Art allein auf dem Rücken der Studenten ausgetragen werden, haben sie auch noch den Vorteil, billig zu sein.

Da die Hochschulen offensichtlich den Sparmaßnahmen der staatlichen Verwaltungen zuvorkommen wollen, ist nur zu hoffen, daß diese über der Freude die Einsparungen im Jahreshaushalt das langfristige Verlustgeschäft für die gesamte Volkswirtschaft rechtzeitig bemerken.

Karin Monte

Theoretische Kritik und praktische Revolution

Als eines der interessantesten und überraschendsten Dokumente des Protests drucken wir im folgenden die Erklärung einer Gruppe junger Dominikaner ab, die aus verständlichen Gründen anonym bleiben möchte.

Eine Gruppe junger Dominikaner erklärt: „Wir würden gern viel offener auftreten, wenn es möglich wäre. Doch der Terror sublimer Totalität in Kirche und Gesellschaft läßt vorerst keinen anderen Weg zu."

Dann heißt es weiter: „Zwar entfalten die Orden heute — im Zuge einer vom Konzil inspirierten mehr und mehr rationalen Kritik — eine totale Mobilmachung für eine steigernde Produktivität der Arbeit an den Seelen, wobei jedoch die gesellschaftlich-soziale Dimension immer noch nicht in ihren Horizont rückt. Um mit Hegel zu sprechen: ‚Die Orthodoxie ist nicht zu erschüttern, so lang ihre Profession, mit weltlichen Vorurteilen verknüpft, in das Ganze des Staates verwebt ist. Dieses Interesse ist zu stark, als daß sie so bald aufgegeben werden sollte . . .' (Brief an Schelling, 1795). Die neuere Theologie, die einer ästhetischen Geistigkeit entspricht, zieht sich, ebenso wie der bürgerliche Privatier in der Praxis, auf das private Verhältnis von Einzelpersonen zurück, ohne zu bedenken, daß die Lebensverhältnisse durch die allgemeinen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Welt im voraus bestimmt sind. Es kommt also darauf an, die dem Menschen entfremdete Welt durch theoretische Kritik und praktische Revolution zu verändern.

Da die Verantwortlichen der Kirche und der Orden diese Überzeugung nicht teilen, müssen wir noch vorerst anonym, als „Gruppe junger Dominikaner" getarnt, unseren Protest gegen die Notstandsgesetzgebung zum Ausdruck bringen. Weil unsere Hirten Furcht haben und schweigen, bitten wir, unsere Stimme zu Gehör zu bringen."

Finanzieren Sie Ihr Studium

durch Vermittlung von Buchaufträgen.

Wir liefern Studienliteratur gegen bequeme Monatszahlungen. Schreiben Sie an

ARTIBUS ET LITERIS

Wissenschaftliche Buchhandlung

4 Düsseldorf, Friedrichstraße 26

Jahr für Jahr

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität 1965, Jahrbuch, Verlag V. Klostermann, Frankfurt, 1966, 18,50 DM, Leinen.

Die Frankfurter Universität legt ihr zweites Jahrbuch (1965) vor. Wie im Vorjahr wird es herausgegeben von der Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität. Für die Redaktion zeichnet der amtierende Rektor Professor Rüegg verantwortlich.
Leider hat man die Gliederung des alten Jahrbuches beibehalten. So ist auch das neue Jahrbuch kopflastig: Ein Drittel des zur Verfügung stehenden Raumes wird von der „Universitätschronik" beansprucht. Die hier abgedruckten Rechenschaftsberichte des Rektors und der Dekane verbreiten wie im Vorjahr nur Langeweile. Der neu eingeweihte Rechenschaftsbericht des AStA-Vorsitzenden macht mit seinem gestelzten Beamtendeutsch hier keine Ausnahme. Die Redaktion sollte sich wirklich überlegen, ob diesen Elaboraten – so nötig sie sein mögen – mit einer Archivierung in den Universitätsakten nicht schon genug Ehre erwiesen ist.
Das „Hochschulforum" soll nach dem Willen der Redaktion den thematischen Schwerpunkt eines jeden Jahrbuches bilden. Zum „Thema des Jahres" – man staune – wurden „Die Bibliotheken" gekürt. Die Vermutung, daß es sich hier um eine Verlegenheitslösung handelt, wird zur Gewißheit, hat man erst festgestellt, daß dieses „Hochschulforum" ausschließlich aus Ansprachen anläßlich der feierlichen Übergabe des neuen Bibliotheksgebäudes besteht. Was die ehrenwerten Herren Brundert, Zinn, Kraft, Franz, Köttelwesch usw. an jenem Tage von sich gegeben haben, mag als Feierstundengeschnatter toleriert werden; druckwürdig ist es freilich nicht.
Eine rühmliche Ausnahme bildet der Epilog des Architekten Kramer. Kramers Ausführungen machen auf erschreckende Weise deutlich, wie veraltet die Universitätsbibliothek schon zum Zeitpunkt ihrer Einweihung ist: „Die Zukunft wird aber noch weitere Mittel brauchen, um die Bücherflut zu bewältigen, die Benutzung maschineller Transchen und Informationsapparaturen, wie Mikrofilm, Fersehen, Dias, Radio, Schallplatten, Bandaufnahmen etc. . . . Zweifellos erfordert das neue Medium eine Veränderung der Lesetechnik, zugleich bringt sie aber auch größere Freiheit: Mikrofilm, wie jeder andere Text oder Bild, ist heute übertragbar durch Draht. Es besteht kein qualitativer Unterschied zwischen persönlicher Ausleihe, postalischer Zusendung oder elektronischer Übertragung eines Buches . . . (Doch) die Einführung des Mikrofilms in den Bibliotheken begegnet sentimentalen Widerständen . . . Die Entscheidung in diesen Fragen wird davon abhängen, wie die eigentliche wissenschaftliche Arbeit insiviert, das heißt befreit werden kann von traditionellen Vorstellungen, die nur noch altertümlicher Zierart sind. Ob dieser Dekor erhalten wird oder ob die Wissenschaft mit den Erleichterungen arbeiten kann, die Handel, Industrie und Verkehr längst benutzen, ist keine Frage, die ungestraft von traditionsästhetischen Gesichtspunkten abhängig gemacht werden darf."
Das Hochschulforum enthält außerdem äußerst knappe Informationen über die Frankfurter wissenschaftlichen Bibliotheken. Der Leser erfährt hier nicht viel Neues: Man führt die Zahl der Buchbände auf und plaudert aus der Geschichte der Bibliotheken. Im übrigen scheinen die Texte von den Bibliotheksleitern selbst verfaßt zu sein; oder auf wessen Mist sind solch euphorische Sätze gewachsen, wie wir sie z. B. unter der Rubrik „Studentenbücherei" finden: „Im ersten Stock des Studentenhauses verbergen sich bei bescheidener Bezeichnung als ‚Studentenbücherei' wahre Schätze für Freunde lebendigen Schrifttums . . . Mit der ‚Büchermark' finanzieren Studenten die aktuellste Bildungsbücherei Hessens. Beste Information ist der heranwachsenden Elite gemäß."
Die Zierde des Jahrbuchs sind auch 1965 wieder die Universitätsvorträge. Leider wird bei der Zusammenstellung der wissenschaftlichen Referate ordnendes Prinzip sichtbar. Im Jahrbuch 1965 finden wir vier Antritts- bzw. Gastvorlesungen willkürlich aneinandergereiht – wenn man einmal davon absieht, daß sie vor vier verschiedenen Fakultäten gehalten wurden. Professor Müller berichtet über „Allegorie und Realismus in den Sueños von Quevedo", Professor Süßmann über „Zeitliche Umkehrvarianz und Irreversibilität" und Professor Bendix über „Sozialstruktur der Entwicklungsländer".
Außer dem letzten Thema wird nur der Vortrag von Professor Gerchow „Über die Tätigkeit des Sachverständigen vor Gericht" vom gebildeten Laien (an den wendet sich das Jahrbuch doch, oder?) gelesen werden. Gerchow macht interessante Ausführungen über die Krise des Sachverständigenbeweises vor Gericht. Immer mehr ist der Richter bei seiner Urteilsfindung auf die Gutachten der Sachverständigen angewiesen, „gesunder Menschenverstand" und „Lebenserfahrung" können ihm kaum mehr weiterhelfen .Liefert sich der Richter damit den Sachverständigen aus, die mit ihrem Gutachten das Urteil bereits präjudizieren? Gerchow erörtert diese Fragen ausführlich, wenn er sich auch nicht verkneifen kann, als Mediziner wider die Psychologen zu Felde zu ziehen: „. . . danach sollte auch die Auswahl der richtigen Sachverständigen getroffen werden. Nur dann läßt sich die zweifellos drohende Gefahr einer fortschreitenden Psychologisierung des Strafverfahrens verhindern."
Das Jahrbuch 1965 der Johann Wolfgang Goethe-Universität hinterläßt wie sein Vorgänger einen zwiespältigen Eindruck. **P. J. B.**

Wahrheit eines Kronleuchters

Der DISKUS veröffentlicht von Zeit zu Zeit Rezensionen zu Büchern Frankfurter Dozenten:

Professor Dr. Hans Meyers, Abteilung für Erziehungswissenschaften: Erziehung zur Formkultur. Verlag Dr. Waldemar Kramer, Frankfurt am Main, 1966, 200 S. mit 71 Abb., DM 14,–.

„Minderwertiges zu vernichten, sobald es die Umstände erlauben, halte ich für das beste, worin man sich mit seinen Freunden üben sollte." – Nun, das ist kein Zitat aus „Mein Kampf", so schreibt schlicht Professor Dr. Hans Meyers, Direktor des Instituts für Kunsterziehung der AfE, auf Seite 116 seines jüngst erschienenen Buches „Erziehung zur Formkultur". Adressat dieses 147seitigen Werkes ist der Kunst- und Werkerzieher.
„Erziehung zur Formkultur", das hohe Anliegen einer Zeit, da „das Leben vieler Menschen von leeren Hülsen des Ungeschmacks eingefaßt wird" (S. 10), geht es doch „. . . um einen Menschen, der diese Zeit der Überangebote mit der fröhlichen Kraft des Verzichtens zu durchschreiten vermag und dadurch der eigentlichen Freuden und Tiefen des Lebens teilhaftig wird" (S. 13). Wie einfach dieses pädagogische Problem zu lösen sei, wird auf Seite 85 mitgeteilt: „So garantiert die Bügelfalte gleichsam kostenlos und im Nebenprodukt eine zeitnahe Formerziehung des Menschen und stillt damit auf dem ebenfalls zeitgemäßen Wege über die menschlichen Tiefenschichten die künstlerischen Urbedürfnisse der modernen Gesellschaft. Wir versprechen uns wohl nicht zu viel, wenn wir uns der Hoffnung hingeben, daß von hier aus auch die langerwartete Reform des Bildungswesens eingeleitet werden kann." Natürlich werden hierzu weitere Fakten aus dem Bereich der Formgestaltung notwendig: „Schon ein so geringfügiger Gegenstand wie eine Kaffeekanne kann niemals verleugnen, wes Geistes Kind er ist" (S. 39) und „Eine Tasse ist den menschlichen Körperfunktionen näher als eine Untertasse, ein Löffel näher als eine Maurerkelle" (S. 38).
Der Leser erschrickt: wie sorglos geht er doch täglich mit Gegenständen um, die er in seiner „tiefen Urteilsunsicherheit" (S. 56) einfach für einen Löffel, eine Gabel oder ein Fenster hält. Daß dem nicht so ist, erfährt er durch Professor Meyers: „Eine Anthropologie der Architektur würde ein Fenster nicht nur sinnbildlich als das in Architektur umgesetzte Auge des Menschen ansehen. Eine geringfügige Drehung ihres Betrachtungswinkels würde ihr aber genauso gut erlauben, in einem Fenster das Bild einer Lunge zu erblicken oder auch das der menschlichen Geistbegabung. Denn weder als Leibwesen noch als Geistwesen möchte ein Mensch länger als nötig im Dunkeln oder im Dumpfen verweilen" (S. 44).

Ähnliches gilt für die Violine: „Im Grunde stehen wir hier vor einem Gegenstand aus Menschenhand, der eine absolute Kongruenz mit einem kunstsinnigen Ohr darstellt. Gleichzeitig und in nicht geringem Maße gibt er in eigentümlicher Weise auch die Proportionen des menschlichen Leibes ebenbildlich wieder" (S. 37). Hier versucht sich ein Lehrstuhlinhaber des ohnehin umstrittenen Faches Kunsterziehung als Wissenschaftler. Da werden Banalitäten durch gesuchte Epitheta, Fakten durch verzerrende Umschreibung zu nichtssagenden Phrasen aufgebauscht: „Zweimal am Tage atmen die Weltmeere . . . (S. 29); „Die Wahrheit eines Kronleuchters . . . (S. 43)". Die Ziele des industrial design, seit dem Bauhaus Klarheit und Funktionalität, werden durch eine unsachliche und verworrene Sprache mystifiziert.

Der pädagogische Weg zur Erkenntnis wird zum Labyrinth. Es fällt schwer, sich auszumalen, wie die Studierenden des Professor Meyer, spätere Lehrer, ihren Schülern solche Thesen vermitteln sollen. Die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kunst wird, getragen vom bereits bekannten, sittlichen Empfinden des Autors, umgangen (s. a. DISKUS Nr. 4/1966). Die Arbeit eines Pollock und Rothko, das Bemühen um Objektivierung werden mit wenigen Worten abgetan: „Das Todesröcheln, das sich in den epidermischen Anstrichen vieler heutiger Maler bekundet . . . (S. 58). Solche physiologische Interpretation verrät Einblicke in die Tiefgründigkeit eines Schaffensprozesses.

„Unsere Schüler bedürfen einer Erziehung, die sie befähigt, ihre Eigenwelt formqualitativ kritisch zu werten und kultiviert zu gestalten" (S. 7). Dies positive Postulat zu Beginn des Buches wird jedoch bald darauf ad absurdum geführt, wenn es heißt: „Der Formzusammenhang der Welt ist m. a. W. ganz auf das Eigentlichsein des Menschen bezogen, so wie wiederum der Gesamtzusammenhang des Kosmos den Menschen als Besonderheit konzipiert hat, auch als Besonderheit menschlicher Formgestalt und menschlichen Formsinnes. Als Produkt dieses kosmischen Konzepts ist der Mensch nichts anderes als „Ebenbild" des Schöpfungsgrundes, der auch der Quellgrund aller Formgestalt ist" (S. 34). Schöpfungs- und Quellgründe erlaben den Erzieher kritischer Wertung und kultivierter Gestaltung.

Minderwertiges vernichten?
Der Rezensent konnte sich der Forderung des Autors nicht anschließen. Das Buch ziert heute seinen Bücherschrank.

Peter Spark

Glänzende Misere

Studentenhaus Ludwig-Landmann-Straße

Rechtzeitig vor der hessischen Landtagswahl wurde am 28. Oktober das neue Studentenwohnheim an der Ludwig-Landmann-Straße in Frankfurt-Hausen nach gut zweijähriger Bauzeit durch Kultusminister Schütte seiner Bestimmung übergeben. Das Haus diente bereits bei der Grundsteinlegung und beim Richtfest sozialdemokratischer Wahlwerbung.
Der Stolz des Frankfurter Magistrats und der Landesregierung ist auch voll berechtigt: das 9-Millionen-Projekt wurde ohne Bundesmittel finanziert. Neben verlorenen Zuschüssen und langfristigen Darlehen hat insbesondere die Stadt Frankfurt durch Zuschüsse an den Bauträger für ihre Verhältnisse tief in die Tasche gegriffen. Bauherr war die Gemeinnützige Gesellschaft für Wohnheime und Arbeiterwohnungen, Bauträger die Nassauische Heimstätte. Träger ist die Stiftung Studentenhaus, die damit ihr viertes Heim bekommt. Ein weiteres Haus mit 350 Plätzen in der Ginnheimer Straße steht kurz vor Baubeginn. Mit 430 Bettplätzen, davon 414 in Einzelzimmern, 4 Tutorenwohnungen und einer Hausmeisterwohnung, ist es das größte Studentenwohnheim in Deutschland.
Die schwierige Aufgabe, auf dem langen schmalen Grundstück, das zur Verfügung stand, ein Haus dieser Größe unterzubringen hatte der Architekt Posenenske übernommen. Der 180 Meter lange Bau wird durch vier Türme gegliedert, in denen die Treppenhäuser, Küchen und Aufenthaltsräume untergebracht sind. Je 24 Studenten bilden eine Wohngemeinschaft mit eigener, sehr gut ausgestatteter Teeküche und einem Gruppenraum. Posenenske ist es gelungen mit nur 71,5 cbm umbauten Raum pro Bettplatz über 10 cbm unter den Richtlinien zu bleiben und auch die Verkehrsflächen einzuschränken, so daß noch Platz in den Fluren, Treppen und Vorhallen bleibt.
Etwas klein geraten sind allerdings die Zimmer, die nur knapp zehn Quadratmeter einschließlich Vorraum aufweisen. Sie wären ganz sicher zu klein, wenn Möblierung und Ausstattung nicht von der Stiftung Studentenhaus mitbestimmt worden wäre. Auf die übrige Planung und das Baugeschehen hatte die Stiftung leider nur sehr wenig Einfluß, wie auch die Studentenschaft an der Planung nicht mitgewirkt hat. Die bewegliche Zimmereinrichtung, die sich der Bewohner ganz nach Wunsch selbst gestalten kann, ist ebenfalls eine Neuerung im Wohnheimbau. Als Grundstock für die Bibliothek des Hauses übergab der Architekt an den Geschäftsführer der Stiftung Studentenhaus, Herrn Grawe, eine Sammlung von rund 500 Bänden architektonischer Fachbücher aus dem Nachlaß von Heinrich König, einem Neugründer des Werkbundes.

G.-W. Schellenberg

Walter-Kolb-Studentenhaus

Der Verein „Walter-Kolb-Studentenhaus" hatte das Verdienst, wieder einen Studentenhausbau organisiert zu haben. Die Gewobag und Architekt Posenenske hatten an einem elf Stockwerke hohen Schiffbau verdient. Der SPD diente der Neubau zur Wahlreklame. Am 18. 10. 1966 feierte man die Misere studentischer Buden in Frankfurt. 160 Studenten der Universität und der verschiedenen Hochschulen können in Einzelzimmern des Hauses an der Eckenheimer Landstr. / Porthstr. einziehen. Echtes studentisches Leben wird sich „entfalten". Die deutlichsten Grußworte sprach Prof. Rammelmeyer in Vertretung des Rektors; er sagte, die vorhandenen Plätze reichten bei weitem nicht aus. Und er weiß, wieviel Plätze bei steigenden Studentenzahlen (entgegen den Prognosen) fehlen und fehlen werden und wieviel Versäumnisse in Frankfurt aufzuholen sind (An der Ginnheimer Landstr. etwa liegt seit Jahren eine Baugrube und die Versprechungen häufen sich lediglich). Der Bau Porthstraße auf einem schlecht geschnittenen Grundstück, Beispiel schäbigster Spekulation, macht die Baumängel nicht wett, abgesehen von den eigenen. Es wirkt ungemein praktisch alles in diesem Haus, aber von den Duschen über die Gaskocheranlagen bis zu den Kühlschränken sieht es eben nur praktisch aus. Dafür richtete man Gemeinschaftsräume ein mit komfortablen Ledersitzen. Studenten muß Dankbarkeit schwer fallen, denn sie können nicht anerkennen, was alle Zuschüsse der „öffentlichen Hand" und 2,7 Millionen DM Baukosten sollen, wenn anderswo mehr, besser und schneller gebaut wird. Es wäre auch interessanter gewesen, wenn die vernünftige Initiative Prof. Posenenskes, mit Studenten über Einrichtungen zu diskutieren, einen größeren Kreis erreicht hätte. Seinem Urteil und dem der Studenten wäre es sicher zuträglicher gewesen. Jetzt wird nur seine sehr nette Geste einige Bücher über Architektur der Studentenbücherei des Hauses zu vermachen, eine vage Hoffnung geben.
Alle Reden vom „Lernen in Freiheit" und „Fruchtbarem Gedankenaustausch" werden durch Wiederholung nicht besser, weil der Wohnungsmarkt sie Lügen straft. Vieles an dem neuen Haus bleibt dennoch angenehm. Der neue AStA-Vorsitzende hatte in der Tat bei seiner ersten öffentlichen Rede nichts anderes zu sagen als die Aufforderung, schön zu wohnen. Was wäre auch anderes zu sagen? **W.**

Schwache Stimme

Stand der Auswirkungen des HHG

Als am 16. Mai 1966 das Gesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen verkündet wurde, herrschte bei den Studentenfunktionären landauf landab eitel Freude; steht da im § 35 schwarz auf weiß: „Die Vertreter der Studentenschaft nehmen an den Sitzungen des Senats und der Senatsausschüsse, die Vertreter der Fachschaft an den Sitzungen der Fakultät und der Fakultätsausschüsse mit Stimmrecht Teil". Wie sieht aber die Praxis zur Zeit aus?
Das Hochschulgesetz, und damit § 35, trat am 1. Juni 1966 in Kraft. Folgerichtig ist der Kultusminister der Ansicht, die Vertreter der Studentenschaft müssen an den Sitzungen der Kollegialgremien mit Stimmrecht beteiligt werden, d. h. mindestens ein Student muß im Senat, in den Fakultäten und dem Rat der Abteilung für Erziehungswissenschaften Stimmrecht haben. Demgegenüber folgert der Senat aus der Bestimmung, die Satzung der Hochschule legt die Zahl der Vertreter der Studentenschaft und der Fachschaften, die an den Senats- und Fakultätssitzungen, sowie an Ausschußsitzungen teilnehmen" (§ 6 [1] 6 HHG) fest, Studenten könnten erst nach Inkrafttreten der neuen Hochschulsatzung beteiligt werden.
In Frankfurt ist der modus vivendi zur Zeit folgendermaßen: die Vertreter der Studentenschaft nehmen ohne Stimmrecht an den Sitzungen des Senats und der Fakultäten teil. Im Senat sind es drei schon seit Jahren entsandte Vertreter; in der Rechtswissenschaftlichen Fakultät einigte man sich auf zwei. Bei den Medizinern fordert die Fachschaft vier Vertreter, die Fakultät ist jedoch nur mit zwei einverstanden. Man wird aber in nächster Zeit eine Vereinbarung treffen. In der Philosophischen Fakultät gibt es noch keine Beteiligung von Studenten; dies liegt jedoch weniger an mangelnder Bereitschaft der Professoren als an dem mangelnden Interesse der schlafmützigen Fachschaft. Die Naturwissenschaftliche Fakultät lädt zur Zeit einen Vertreter der Fachschaft zu den Sitzungen ein. Es dürfte allerdings eine größere Beteiligung unproblematisch sein, da schon vor Jahren drei Studenten hinzugezogen wurden. In der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät wird schließlich der Fachschaftssprecher eingeladen, der sich jeweils einen Sachverständigen für bestimmte Fragenkomplexe, die auf der Tagesordnung stehen, mitbringen kann. Ein Sonderfall studentischer Vertretung ist der Rat der Abteilung für Erziehungswissenschaften. Hier wird dem Gesetz genüge getan, denn es nehmen zwei Studenten mit Stimmrecht an den Sitzungen teil.
Für die Studentenfunktionäre beschämend ist die Tatsache, daß jetzt die Professoren vor allem in denjenigen Fakultäten, die in puncto Beteiligung der Fachschaften vor Jahren Pionierarbeit geleistet haben – der Naturwissenschaftlichen und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen – nur ein Minimum studentischer Vertretung zugestehen wollen.
Sieht man diesen Zustand in Frankfurt an, so fragt man, ob die Funktionäre mit dem Rückhalt ministerieller Meinung nicht für das Stimmrecht auf die Barrikaden gehen sollten. Aber man legt heutzutage wohl größeres Gewicht auf gutes Einvernehmen als auf gesetzmäßige Rechte. **Va**

Clarks

THE WORLD'S MOST TRAVELLED SHOES
ORIGINAL ENGLISH DESERT-BOOTS

jetzt auch in Deutschland
im Direktversand

Leicht – bequem – strapazierfähig.
Wildleder, Farben: schwarz, braun, sand.
Mit Crêpesohle. Größen 39–46 (6–11)

DM 49,50 incl. Porto + Nachnahme.
Rückgaberecht bei Nichtgefallen.

McKinley's Stock
7 Stuttgart-W., Ludwig-Pfau-Straße 6/8

Lesen kritisieren verkaufen

1. Internationales Autorentreffen

Zwar findet in Frankfurt alljährlich eine überdimensionale Buchmesse statt, aber wer da in Halle 4 oder Halle 7 b nicht aus der intellektuellen Rolle fallen will, der unterhält sich besser über neue Whiskysorten oder über blumige Popschlipse; zwar stehen in Frankfurt bekannte Verlagshäuser, aber die Autoren sind längst in die ruhige Provinz oder nach Berlin abgewandert. Frankfurt repräsentiert Literatur, das schon, aber sie wird hier nicht diskutiert; der Marktplatz gehört den Gemüsehändlern.

Diesen Zustand lediglich hochoffizieller Bestandsaufnahmen (etwa in Form der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels) wollte Horst Bingel ändern und gründete deshalb 1965, zusammen mit einigen Schriftstellern, Übersetzern, Journalisten, Verlegern, Kaufleuten und Rechtsanwälten, zur Belebung der Szene das FRANKFURTER FORUM FÜR LITERATUR. Vom 3. bis 6. November hatte er über achtzig in- und ausländische Autoren und Kritiker nach Frankfurt eingeladen, sie sollten hinter verschlossenen Türen in Werkstattlesungen und öffentlich auf dem Podium vorlesen, diskutieren und zugleich über die neuesten literarischen Strömungen informieren. Das Tagungsthema lautete: „Die Literatur zwischen Mythos und Politik" und wurde in einer eigens dafür angesetzten Podiumsdiskussion unter der Leitung des verantwortlichen Professors Iring Fetscher von Francois Erval (Paris), Jiri Hajek (Prag), Ivan Ivanij (Belgrad), John Willett (London), Aloisio Rendi (Mailand), Gerhard Zwerenz (Köln) und Horst Krüger (Frankfurt diskutiert.

Hier wie bei der Gruppe Siebenundvierzig also die fast immer fatale, weil inadäquate und nur auf einmaligem Zuhören beruhende ‚ad hoc-Kritik'; sie wurde schon früher als unfair und abwegig verurteilt und hätte auch das Manko dieser Tagung werden können, wenn nicht Horst Bingel eine entscheidende Veränderung des Diskussionsmodus' gefunden hätte. In Frankfurt durfte der Kritisierte seine Kritiker kritisieren und das geschah auch in den meisten Fällen nicht ohne Vorteil für den Vortragenden. Es entstand eine Konkurrenz zwischen Berufskritikern und den jüngeren Autoren, die sich zu Recht gegen allzu abgegriffene Termini wendeten wie z. B. ‚dieser Text ist glatt', ‚in dieser Erzählung wird der Autor nicht sichtbar' oder ‚dieses Gedicht ist gut gemacht, aber es ist nicht gesellschaftskritisch'. Die auf dem Forum geübte Praxis, der Kritik sogleich die Kritik der Kritik folgen zu lassen, hat sich allgemein bewährt, wenn auch damit die Illusionen der arrivierteren Kritiker, sie könnten den Schriftstellern Themen wie Pflichtübungen aufgeben, nicht zerstört werden konnten. Da meinte man eben immer noch, eine bestimmte Phraseologie genüge schon zur Beurteilung des Vorgelesenen und wer nicht ‚Vietnam' sagt, der predigt Ästhetisches aus dem Elfenbeinturm. Wenn etwas an diesem Forum, das von Horst Bingel vorzüglich geleitet wurde, an die ‚Gruppe 47' erinnerte; dann waren es die kategorischen Injurien der Gruppenmitglieder. Das längst Zerschwätzte zeigte sich erneut als exemplarisch.

Am ersten Tag lasen (mit Ausnahme von Wolfgang Weyrauch, der eine Clown-Erzählung zur Diskussion stellte, die vor allem und zu Recht deshalb angegriffen wurde, weil hier eine zum Klischee erstarrte Figur zum Motor eines sich überschlagenden, listig in sich selbst verstrickten Textes gemacht worden war) die jungen, meist noch unbekannten Autoren Ernst Herhaus (Romankapitel), Lothar Baier (zwei Erzählungen), Wolf Wondratschek (Lyrik) und Gustav Lamche (drei Prosastücke). Während Lamche es sich trotz heftiger Erwiderung pro domo gefallen lassen mußte, daß ihm die Anwesenden Unfähigkeit bescheinigten — der Kritiker Horst Krüger meinte sogar, das sei alles nur rührend, aber eben keine Literatur — attestierte man den anderen zwar handwerkliches Können und kunstvolle Gestaltungskraft, fügte jedoch entschieden hinzu, sie hätten in Wirklichkeit wenig zu sagen. Dieser Vorwurf nun, er wurde in den nächsten beiden Tagen wiederholt und nivellierte jede Diskussion zum puren Bescheidwissen darüber, was man im Jahre 1966 sagen müsse und nur in einer bestimmten Form (etwa in der Heißenbüttel'schen Montagetechnik) sagen könne, ist altbekannt und wird heute in jedem Blättchen nachgeredet; erst jüngst formulierte es Jakov Lind, und Walter Höllerer, der auf dieser Tagung nur einen Tag schweigend anwesend war, sah sich gezwungen, diesem Pauschalurteil mit einer ganzen Ausgabe seiner Zeitschrift ‚Akzente' zu entgegnen. Die Ratlosigkeit der Kritik zeigte sich ganz deutlich am zweiten Tag, als Heißenbüttel (ein langes Gedicht über Deutschland im Jahre 1944), Erich Fried (Vietnam-Gedichte) und nachmittags Claus Henneberg (ein Hörspiel) vorlasen. Bei Heißenbüttel und Fried fragte sich das Auditorium, ob eine solche vordergründig engagierte Literatur über politische Tatbestände nicht durch Information überflüssig gemacht wird und zu Recht wurde eingewendet, jeder ungeschminkte Filmbericht aus dem zweiten Weltkrieg oder dem Vietnamkrieg vermittle mehr Wahrheit und mehr Schrecken über das total Inhumane als jene Dichtung, die sich (wie im Falle Heißenbüttels) damit begnügt, Zitate aus dem Kriegsjahr 44 zu montieren oder die sich (wie im Falle Frieds) in einer gleichsam metaphorischen Solidarität mit den in Vietnam Unterdrückten erschöpft. Ist da über politische Fakten zu sprechen? Versackt ein solcher Versuch nicht in den Aporien ästhetischer „Gestaltung" auch dann, wenn man im Leitartikeljargon, aber mit gebrochener Zeile schreibt?

Claus Hennebergs Hörspiel, von Horst Bienek, Horst Krüger und Martin Gregor-Dellin gelobt, fand großen Beifall, demonstrierte jedoch auch das Versagen der Kritik, deren Mittel noch nicht auszureichen scheinen, einen so eng geknüpften und ähnlich den Computertexten gearbeiteten Prosaablauf, der Vokabeln addiert und Bruchstücke geschickt aneinanderreiht, zu beurteilen. Man erinnerte an Becketts Versuche und prüfte das Vorgelesene auf Epigonalität hin ab. H. C. Artmann wies unter Gelächter darauf hin, daß er selbst und Gerhard Rühm und der 1964 gestorbene Konrad Bayer schon kurz nach dem Krieg derlei Literatur ‚fabriziert' hätten und fügte (etwas leiser) hinzu, auch Beckett wäre heute unbekannt, wenn er als Wiener in Wien leben würde. Sic!

Die Lesungen von Hans Noewer und G. H. Lübben aus ihren Schauspielen gefielen, aber man tastete in der anschließenden Kontroverse etwas herum, da das Gelesene einen zu kleinen Einblick in den Gesamtablauf des Stückes bot. Kritische Einwände erledigten sie listig damit, daß sie auf die nicht vorgelesenen Teile verwiesen.

Außerdem lasen Gabriele Wohmann (eine Erzählung mit dem Titel „Die Bütows"), Günter Guben (drei Prosastücke, die von der Kritik vorschnell zur phantastischen Literatur à la Borges gerechnet wurden), Horst Bienek (dessen Geschichte wohl am ärgsten, wie man so sagt, verrissen wurde), Wolfgang Maier (ein Gedicht über den 1. Mai, das im DISKUS auch schon veröffentlicht worden war, Karl Riha (eine vor Jahren schon verfaßte Pop-Geschichte), Chris Bezzel (eine an die Verfahrensweise Heißenbüttels erinnernde Arbeit über „Straßen und Häuser"), Erwin Sylvanus (den Dialog einiger Ruhrkumpels während eines wilden Streiks, in dem er versucht, die Manger-Sprache auf einen anderen, weniger pointierten Gegenstand anzuwenden), Dieter Hülsmanns (eine Erzählung aus dem Dirnenmillieu, die heftig attakkiert wurde, Fried z. B. stritt ab, daß dies Literatur sei, ein anderer fühlte sich an die selige Courths-Mahler erinnert).

Ferner lasen noch Katja Thiel („Lautgedichte" und einen längeren Text, der über die Konventionen der Avantgarde nicht hinausging), Gerald Bisinger (Gedicht über Königgrätz) und der Schweizer Peter Lehner (aus einem Roman). In den gut besuchten öffentlichen Lesungen hörte man Erich Fried, Ivo Michiels, H. C. Artmann, Vasko Popa, Helmut Heißenbüttel, Marie Luise Kaschnitz, Jean Pierre Faye, Thomas Bernhard und Karl Krolow. Ein Novum für bisher veranstaltete Literaturtagungen war eine Nachtvorstellung mit literarischen Filmen, wo u. a. Peter Rühmkorfs in Zusammenarbeit mit dem Literarischen Colloquium Berlin gedrehter Streifen „Abends, wenn der Mond scheint" und Gerd Winklers nach einer Erzählung von Horst Bingel gedrehter Film „Die Koffer des Felix Lumpach" aufgeführt wurden.

Am Ende der diesjährigen Forumtagung stand die schon erwähnte Diskussion, die deshalb so unergiebig verlief, weil die Partner zu sehr einer Meinung waren und anstatt zu diskutieren, ihre mehr oder minder reflektierten Thesen vortrugen. Einzig John Willett durchbrach die schlechte Allgemeinheit des Gesprächs dadurch, daß er bescheiden darauf hinwies, nicht Homer oder der „Mythos des Zwanzigsten Jahrhunderts" stünden eigentlich zur Debatte, sondern die Mythen unserer gegenwärtigen Zeit und diese seien Hollywood, James Bond und die Welt der Reklame und des Fernsehens.

Während im Saal über Mythen und politische Literatur verhandelt wurde, gewann draußen die rechtsradikale NPD acht Landtagssitze — zeigt dies nur die Ohnmacht der Literatur?

Wenn auch die großen Entdeckungen auf dieser Tagung des Forums ausblieben, wenn wenn auch das zuweilen vorschnelle Votum der älteren Kritiker einschüchterte und mißfiel, wenn also einiges besser hätte verlaufen können, so war diese Tagung, die sich jährlich mit anderem Publikum wiederholen soll, doch ein Erfolg für diejenigen, die sich gerne leidenschaftlich über Literatur und deren Problematik unterhalten wollen; nicht zuletzt waren diese drei Tage ein Gewinn für die Buchmessen-Stadt Frankfurt und ein Erfolg für die Organisatoren.

Dr. U. Ständer

film

Film von heute

Abschied von gestern

Die Geschichte der Anita G., der Kluge in Gerichtsakten begegnet war, taucht zum ersten Mal in seinem Buch „Lebensläufe" wieder auf. Sieben Jahre danach hat sich der Autor — nach seinen dokumentarischen Kurzfilmen „Brutalität in Stein" (zusammen mit Peter Schamoni) und „Portrait einer Bewährung" inzwischen auch als Jungfilmer bekanntgeworden — an die Verfilmung dieses Stoffes gemacht.

Anita G., Tochter eines jüdischen Unternehmers in der DDR, geht — einem unbestimmten Freiheitsdrang folgend — in den westlichen Teil Deutschlands, wo sie nicht nur mit den Gesetzen, sondern auch mit gesellschaftlichen Verhaltensweisen in Konflikt gerät. Die desintegrierte Streunerin G. versucht es zunächst als Krankenschwester und Zimmermädchen, später als Werberin für eine Schallplattenfirma und schließlich gar mit der Bildung („Kein Mensch kann lernen, nicht zu lernen"), bevor sie sich dem ministerialrätlichen Charmeur Pichota verbindet, der eher einer dem französischen Provinztheater entliehenen Don Carlos-Figur ähnelt als einem deutschen Bürokraten. Und als sie ein Kind erwartet, tritt sie den einzig sicheren Weg zurück in den Knast an.

Die ungewöhnlich heitere Geschichte, die uns der Regisseur Alexander Kluge hier unter Mitwirkung seiner lebhaften Schwester Alexandra vorführt, macht dennoch nur zur Hälfte Ernst. Zwar zwingt Kluge den gesellschaftlichen Hintergrund, vor dem die Geschichte passiert, mit zuweilen überdeutlicher, ja bestürzender Schärfe ins Bild, kokettiert aber dann doch wieder zu sehr mit Paraphrasen, die in die Richtung auf eine spontane Selbstdarstellung der Protagonistin gehen. Sein Insistieren auf dem gesellschaftlichen Bewußtsein produziert oft merkwürdige Ableger und Schnörkel, die eher verwirren statt klären. Die bereitgestellten Fallen, in die der Betrachter jedesmal tappen soll, wenn auch im Bewußtsein der Akteure ein gähnendes Loch klafft, sind zwar verdienstvoll, auf die Dauer aber bloße Beschreibung dessen, was ist.

Kluges „dokumentarische Phantasie" nimmt wenig Anleihen aus der Filmgeschichte auf, häuft Realitätspartikel und statements, Bruchstücke aus dem „beschädigten Leben", mit denen er den Betrachter unvermittelt konfrontiert. Aber die anvisierten Widersprüche der Gesellschaft bleiben trotz ihrer verdeutlichten Zwänge und Verselbständigungen im Vagen.

Das wird gerade an der hier vorgeführten Anita G. deutlich. Sie ist gutwillig, ihr Wissen zehrt von aus Büchern oder sonstwo zufällig Aufgeschnapptem, ihr Lebensgefühl „ist orientiert an einem Fluchtinstinkt, für den es scheinbar keinen Grund gibt" (Kluge). Sie weiß, daß sie ziellos herumirrt und die Gesellschaft gegen sich hat. Aber sie weiß nicht, was und wie sie etwas tun soll. Ihr zur Schau getragener Optimismus kontrastiert auffällig zur rauhen gesellschaftlichen Wirklichkeit („Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen"). Von Kluge stammt auch der Satz: „Unsere Gesellschaft lehrt die Menschen, wie sie sich anpassen können, aber sie lehrt nicht, wie man Widerstand leistet." Das zu verkünden, scheint eines der Ziele des Films. Ob es gelungen ist, muß allerdings bezweifelt werden. Trotz der überraschenden Authentizität vieler Einstellungen, bleibt auch Kluges Suche nach der Vergangenheit in der Gegenwart nur allzuoft mißdeutig. Das Beispiel seiner visionären „Gehirnschalenentleerung" (im Gegensatz etwa zu dem der Deutschlandhymne) allein zeigt, daß der Regisseur gerade die in diesem Film liegenden Möglichkeiten („Kommt gestern morgen"), das unterschwellig Faschistoide der Gegenwartsgesellschaft zu denunzieren, nicht genutzt hat. Seine Hinweise auf die deutsche Vergangenheit sind kaum auffindbar oder aber zu fein gesponnen. Ein Ärgernis, welches der Film selbst verschuldet!

Dennoch: „Abschied von gestern" ist einer der wenigen diskutablen Beiträge des in dieser Hinsicht meritenlosen deutschen Nachkriegsfilms. Die Anerkennung, die er in Venedig fand: „auch weil er ein Zeichen für neue vielversprechende Tendenzen im deutschen Film" sei, wie es in der Jurybegründung heißt, besteht zu Recht.

H. Engelmann

galerie

Versprechungen

Galerie Lüpke

Man war in Frankfurt gewöhnt, von der Schließung einer Galerie zu hören. Jetzt scheint ein anderes Spiel zu beginnen. Man schließt eine und eröffnet in denselben Räumen einen neuen Ausstellungsort. Nun war diese neue Galerie auch nur wieder halb neu, weil es sie schon halb gab und ihr Programm erst aussah, als ob es das auch schon halb und halb gegeben habe. Im März '66 ging Hudtwalcker nach Spanien, weil es da auch schön ist und Lüpke mit einem Helfer zog mit seinem Graphik-Ring in die Kleine Bockenheimer Str. 12. Dann eröffnete er mit einer Ausstellung eines halb vergessenen Malers (Mac Zimmermann) mit neuen Arbeiten und neuem Mut. Eine „Linie" zeigten die beiden Malerei-Freunde nicht vor, weil sie lieber Bilder zeigen und mit Hilfe von Sonderblättern anderen Freunden, die auch nicht viel Geld haben, dieses zur Förderung der Galerie und der Kunst abzunehmen trachten. Das ist schwer, selbst wenn die Galerie neue Kunst (mit Tradition) ausstellt, denn die Frankfurter Geldgeber sind meist gerade bei einer U-Bahnbesichtigung. Die Galerie hat vier Konten.

In den Ausstellungen findet sich alles das, was die dünne „Tradition" phantastischer Malerei und des Surrealismus (das ist sehr vereinfachend für Arbeiten von A. Puig, W. A. Heckmann, K. H. Meyer, P. Collien, H. Lincke, J. Wölbling) als untraditionell erscheinen lassen könnte. Die ausstellenden Maler sind meist nicht älter oder jünger als die Organisatoren der Galerie. Ein hoffnungsvoll begonnener Arbeitskreis zu Problemen des Surrealismus beschäftigt sich auch nicht von ungefähr mit dieser wenig rezipierten und viel ausgeplünderten „Kunst".

Handzeichnungen und Druckgraphik sind hier mehr zu sehen als Gemälde. Die gut aufgemachten Kataloge und Dichter-Lesungen bei Eröffnungen verraten größere Ambitionen. Die Arbeit besteht schon aus mehr als Hoffnungen. Man halte der Galerie ihre Versprechungen.

W.

Arbeitsthesen

einer „Räuber"-Inszenierung

Regie: Heyme — Bild: Schultes

I

Die geläufige Schwarzweißmalerei der Figuren ist falsch. Sie fixiert, klammert Entwicklungen aus.

Franz ist kein intriganter Bösewicht, sondern der benachteiligte Zweitgeborene. Karl scheitert an dem, ihm anerzogenen, Heldentum; er ist nicht Robin Hood.

II

Franz, Karl und Amalia sind Jugendliche, wenig älter als 20. Sie lehnen sich gegen eine väterliche Erziehung auf, die, „Gutes" im Sinn, sie ideologisch zu Typen prägt: Karl wird als künftiger Held gesehen, Franz als häßlicher Untermensch mißachtet und gestraft.

Es liegt daher ein wesentlicher Akzent auf dem ersten Bild, in dem sich — gleichsam die Vorgeschichte — die noch ungebrochene strafende Vaterautorität zeigt.

III

Versuche, die erlittene Ungerechtigkeit zu korrigieren und berechtigte Ansprüche zu verwirklichen, mißlingen Franz wie Karl. Am Ende steht die Einsicht in die Unveränderbarkeit dessen, was ist. Nur noch der Tod ist ein Ausweg für sie.

Grundmodell für alle Bilder — Foto: Angelika Seng

IV

Der Kampf gegen die Ungerechtigkeit des Vaters erweitert sich im Verlauf des Stückes zur Auseinandersetzung mit Gott, den Karl nur noch als strafenden Rächer begreift, Franz gänzlich negiert.

V

Es handelt sich um kein Intrigenstück, das in 5 Akten logisch abläuft. Schiller selbst nannte es einen „dramatischen Roman".

VI

Vorgänge sind darzustellen, Zustände zu zeigen, die nicht sein dürften.

Die Schauspieler sollen daher auf der Bühne nicht leben, sondern aufzeigen (unter den gegebenen Verhältnissen leben die Personen ohnehin nicht).

VII

Das Stück handelt nicht von Staatsaktionen, sondern von inneren, seelischen Vorgängen (daher die große Zahl der Monologe, die Undifferenziertheit der Requisiten, die nicht eine Außen-, sondern eine Innenwelt markieren). Dem trägt die Regie Rechnung durch ein Mindestmaß an äußerer Bewegung, durch wenige, genau kalkulierte Gänge und Gesten.

VIII

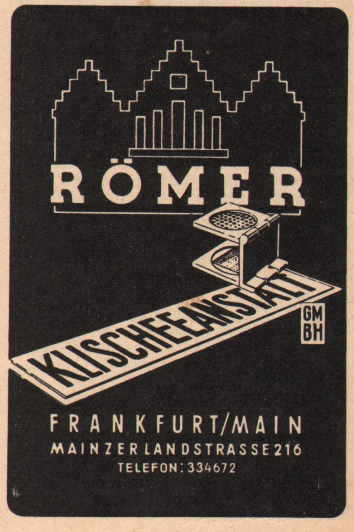
Hinweis auf Parallelen:

„Wir gewinnen nur, damit wir mit Schmerzen wieder verlieren (Die Räuber)" — „Glück und Unglück wohnen in einem Haus (Demetrius)".

Pubertär-erotische Spannungen (z. B. Franz — Amalia) weisen auf „Frühlings Erwachen" von Wedekind.

Der alte Moor vegetiert im Kellerloch, Nagg in der Mülltonne.

U. Greiff



Gerald Bisinger

Demonstration von Poesie

Zu Friederike Mayröckers „Tod durch Musen"

Friederike Mayröcker: Tod durch Musen. Poetische Texte. Mit einem Nachwort von Eugen Gomringer. 800 numerierte und von der Autorin signierte Exemplare. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1966. 200 Seiten, DM 20,—.

Der Band *Tod durch Musen* enthält Arbeiten aus zwanzig Jahren. Dies ist auffällig. Mit umfangreichen Sammelpublikationen werden gewöhnlich nur Autoren aus fremden Sprachräumen vorgestellt. Dennoch gibt es sogar in diesem Jahr einen ähnlichen Fall: im Walter Verlag erschien H. C. Artmanns Lyrikband *Verbarium*, der Gedichte aus den Jahren von 1953 bis 1962 enthält. Friederike Mayröcker und H. C. Artmann sind Österreicher. Ähnliche widrige Umstände verhinderten es, daß sie ihre Arbeiten kontinuierlich in schmalen Bänden publizieren konnten. Dazu gehört die triste Situation im österreichischen Verlagswesen, die sich in jüngster Zeit nur geringfügig gebessert hat, die Abgelegenheit Wiens vom deutschen Literaturleben und die nicht zu unterschätzende Tatsache, daß beide Autoren einer literarischen Tradition entstammen, die es in Deutschland bis jetzt nicht erlaubt, ihre Arbeiten unmittelbar einer herrschenden Strömung einzugliedern.

Friederike Mayröcker (1924 in Wien geboren) veröffentlichte erste Gedichte im gleichen Heft der österreichischen Nachkriegszeitschrift *Plan* (Heft 4/1947), in dem Werner Riemerschmid *Über surrealistische Lyrik* berichtete. Im übernächsten Heft dieser Zeitschrift, zu deren Herausgebern der surrealistische Maler Edgar Jené gehörte, wurde Paul Celan erstmals im deutschen Sprachraum vorgestellt. Gedichte von Artmann (geb. 1921) waren bereits gesetzt, als die Zeitschrift — nach der Celan-Nummer — einging.

Impulse aus dem Surrealismus, die im Wien der Nachkriegszeit stark wirksam wurden, verschmolzen mit österreichischen Traditionen, es entstand eine österreichische Variante des Surrealismus, die in der Folgezeit sowohl von Artmann wie auch von Friederike Mayröcker mit innersprachlichen Experimenten durchdrungen wurde. Zum — rein äußerlichen, aber nicht unbedeutenden — Unterschied von Paul Celan verfügten beide Autoren zu Ende der Vierzigerjahre weder über ein fertiges Manuskript zu einem Lyrikband, standen nicht so entschieden am Anfang ihrer Entwicklung, noch verließen sie um diese Zeit Wien. (Friederike Mayröcker lebt bis heute dort; H. C Artmann wanderte 1960 aus.)

Friederike Mayröcker veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften, 1956 erschien in Wien ein Bändchen Kurzprosa *Larifari*, aber erst 1964 in Max Benses *rot*-Reihe das Bändchen *metaphorisch*, das acht lange Gedichte enthält; 1965 folgte in der Innsbrucker Allerheiligen Presse der Band *Texte*. Die in den beiden letztgenannten Publikationen enthaltenen Arbeiten wurden in den Band *Tod durch Musen* übernommen. Dieser Sammelband ist in drei Abschnitte gegliedert, deren Überschriften die Zeiträume 1945—1950, 1950—1960 und 1960—1965 angeben. Man könnte annehmen, daß damit die Entstehungszeit der Arbeiten festgelegt werden soll; Textvergleiche aber ergeben, daß es sich um die Entstehungszeit von Erstfassungen handeln muß, die nicht unverändert blieben. So ist das Gedicht *Ostia wird dich empfangen*, das den ersten Abschnitt eröffnet, innerhalb eines Aufsatzes von Andreas Okopenko über Friederike Mayröcker in der österreichischen Literaturzeitschrift *Wort in der Zeit* 1963 (Heft 3) in einer früheren Fassung veröffentlicht; die zweite Strophe zeigt wesentliche Unterschiede, sie beginnt:

(mein Herz:
ich weiß ich werde nicht in Ostia sein können
und nicht auf dich warten können in Ostia
ich werde nicht in deine Arme stürzen in Ostia

In der neuen Fassung heißt es verknappt, der lapidaren ersten Strophe angepaßt:

ich werde in Ostia nicht sein
ich werde dich dort nicht erwarten
ich werde dich dort nicht umarmen

Das Gedicht hat an Strenge und Eindringlichkeit, hat also überhaupt gewonnen. Ähnliche Veränderungen wären etwa bei dem im zweiten Abschnitt stehenden Gedicht *Die Taxusbäume im Eis* nachzuweisen. Aber auch bei jüngeren und jüngsten Arbeiten sind Verschiedenheiten gegenüber früheren Veröffentlichungen festzustellen. Im Bändchen *metaphorisch* liest man:

du verlässt eine mühevolle vogel-welt und mehr
als alles
liebe ich es gezogen worden zu sein von deiner hand
wie man blasse Fensterbäumchen zieht
(verwachsen und durstig zitronenblasz und

Die neue Fassung des Textes, die am Anfang des dritten Abschnitts von *Tod durch Musen* steht, beginnt:

Du verlässt eine mühevolle Vogelwelt
und mehr als alles
liebe ich es gezogen worden zu sein von deiner Hand
blasse Fensterbäume verwachsen durstig zitronenblasz
und

Der Wie-Vergleich ist verschwunden, der dadurch frei gewordene Raum muß assoziativ überbrückt werden, eine Eindeutigkeit wurde durch eine Mehrdeutigkeit ersetzt. Die Zeileneinteilung wurde verändert, die einheitliche Kleinschreibung aufgegeben, die runde Klammer weggelassen. Ein wertendes Ausspielen dieser Fassungen gegeneinander müßte zu einem allzu subjektiven Geschmacksurteil führen. Geringe Verschiedenheiten lassen sich auch zwischen der in Heft 6/1965 der *Akzente* veröffentlichten und der jetzt vorliegenden Fassung von *Text mit Linné's berühmter Blumen-Uhr* aufspüren. Auf Friederike Mayröcker darf also der Satz Paul Vaeérys bezogen werden (ich erinnerte ihn nur ungenau, habe in Walter Höllerers *Theorie der modernen Lyrik*, Hamburg, 1965, nachgeschlagen): *Übrigens kann ich im allgemeinen nichts, was ich geschrieben habe, erneut vornehmen, ohne zu denken, daß ich etwas ganz anderes daraus gemacht hätte, wäre nicht durch irgendein Dazwischentreten von außen her oder sonst einen beliebigen Umstand die Bezauberung des Nievollendens unterbrochen worden.* Daraus ergibt sich, daß nicht einfach ausgewählte Arbeiten aus zwanzig Jahren vorgelegt werden, sondern „poetische Texte", die für die Autorin aktuell sind. Es ist auch nicht verwunderlich, daß der dritte Abschnitt des Buches (1960—1965) weitaus mehr Texte umfaßt als die beiden anderen zusammen.

Der Zyklus von 1965 *Tod durch Musen*, nach dem der ganze Band benannt ist, steht gleichsam als Motto vorweg. Die Autorin setzt sich damit ausdrücklich ab von den verstaubten Gipsfiguren des 19. Jahrhunderts, das in Wien sowohl in der Architektur wie im Kulturleben deutlich präsent ist. Der Untertitel des Bandes, *Poetische Texte*, bezeichnet als Oberbegriff alle Arbeiten, die früher datierten, die man noch Gedichte nennen kann, und die neuen und neuesten, an die man die herkömmlichen Maßstäbe, die durch Wörter wie „Gedicht" oder „Lyrik" beschworen werden könnten, nicht mehr anlegen darf, will man nicht zu krassen Fehlurteilen kommen.

Die Neigung Friederike Mayröckers zu Reihungen, Variationen, Litaneienstil, Gebetsleierei, das überraschende Bedeutsamkeiten transportiert — manchmal verwendet sie auch die simple Form von Kinderreimen —, sowie zum freizügigen Assoziieren im Sinne der surrealistischen écriture automatique ist in den Arbeiten aus den beiden ersten Abschnitten des Buches leicht zu erkennen. Insofern liefern sie einen Schlüssel zu den späteren Texten, in denen die einzelnen formalen Elemente oft vielfach verschnitten sind, die Freizügigkeit der festgehaltenen Assoziationen meist nicht mehr naiv erscheint, sondern kalkuliert im Sinne der Lautréamont'schen Formel von der zufälligen Begegnung von Nähmaschine und Regenschirm auf einem Operationstisch, aus der Max Ernst die allgemeinere Formulierung gezogen hat: *daß die Annäherung von zwei (oder mehr) scheinbar wesensfremden Elementen auf einem ihnen wesensfremden Plan, die stärkste poetische Zündung provoziert.*

Die gesamte Psyche der Autorin bleibt der Angelpunkt ihrer Texte. Eugen Gomringer, der Friederike Mayröcker im Nachwort zu ihrem Band schlechthin dem *wachsenden Feld der internationalen experimentellen Poesie* zuweist, behilft sich später zur Differenzierung metaphorisch; er schreibt, die Autorin habe *mehrfach den Beweis erbracht, daß die experimentelle Poesie alles andere als langweilig und trocken ist — was man ihr oft vorwirft —, daß im Gegenteil auch ihre Texte den Reichtum gemalter Fensterscheiben besitzen können . . .* Tatsächlich unterscheidet sich Friederike Mayröcker von den meisten „experimentellen Autoren" dadurch, daß sie nicht bloß in Skeletten Methoden und Techniken, die sie erfunden hat, vorstellt, die nun lehr- und lernbar sind, (mitunter sehr wichtige) Vor- und Werkstattarbeiten also, nicht aber Dichtung als singuläre Erscheinung wie eben ihre *poetischen Texte.*

Der Band ermöglicht die Beobachtung einer kontinuierlichen Entwicklung, die ein Zunehmen der Reflexion während des Schaffensprozesses erkennen läßt (in dieser Richtung verlaufen auch die Änderungen von Fassung zu Fassung). Banale Vorfabrikate werden vereinzelt schon in früheren Arbeiten eingesetzt *(„In der Heimat ist es schön")*, ebenso — sogar öfter — Eigennamen von Personen *(Frau Bogunke, Miró, Nietzsche . . .)*, Lokalen *(Café Ritter, Café Mozart)*, Städten, Ländern und fremdsprachige Vokabel und Satzteile (hauptsächlich englische: als Englischlehrerin ist Friederike Mayröcker diese Sprache fortwährend gegenwärtig). In den Texten der dritten Abteilung schwimmen sie aber nicht mehr mit im Redestrom, noch dienen sie als Schlußpointe; sie sind innerhalb des Gedichts betonte Spannungsträger, Stifter von Gegensätzen: das Prinzip der Montage wird erkennbar.

Fasanen-Bläue
an ruhenden Schienen
(einmal Venedig sehen!)
(kennst du Fauré?)
(kennen Sie Ungaretti?)
meine Verschränkung meine Pfänder mein Staub
über Tee-Straszen durch Ginster

Diese Zeilen aus dem zweiten Text des letzten Abschnitts zeigen die Unterbrechung eines Redestroms: Umwelt bricht herein. Die Brechung und Zerfaserung der Redeströme nimmt bei den folgenden Texten noch zu; verbale Gerinnsel bilden Schwerpunkte auf der weißen Fläche des Papiers.

Friederike Mayröcker holt Einfälle aus dem Fundus ihrer Psyche ins Bewußtsein, versetzt sie mit verbalen Umweltreizen (zu denen sowohl Werbetexte, Gesprächsteile, als auch jüngst gelesene Literatur gehören), die meist variiert oder von ihrem Gedächtnis verformt wiedergegeben werden, also keine präzisen „Zitate" sind. Durchaus im Sinne der écriture automatique anerkennt sie grundsätzlich alle ihre Einfälle als gleichberechtigtes Material für ihre Texte (die Auswahl wird durch die Eigengesetzlichkeit der Poesie bestimmt, nicht durch außerkünstlerische Gesichtspunkte); dies wird dadurch klar, daß privateste (kaum oder überhaupt nicht nachvollziehbare) Assoziationen neben solchen aus der kulturellen, aber auch weltgeschichtlichen oder politischen Sphäre stehen; etwa: *wie Echo-Steisze Wander Bertoni)* oder: *durchs dada-öhr gefädelt* oder: *Bleisuppe („faschistische tea-party")* oder: *semantisches kreml-hündchen.*

Die Erlebnisse, die den Impuls für einen Text auslösten, sind in den früheren Arbeiten noch als Themen erfaßbar: Gefühle in zwischenmenschlichen Beziehungen und die sinnliche Wahrnehmung der Umwelt werden poetisch fein nuanciert. Diese beiden Themenkreise verschwinden auch in den jüngeren und jüngsten Arbeiten nicht, doch sind sie in parallelem Geschehen zu den Redeströmen vielfältig aufgebrochen durch ein ständig sich erweiterndes Bewußtsein.

Friederike Mayröckers in freizügiger Assoziation hervorgerufene Einfälle sind stets intensiv sprachbezogen: verbale Tagträume. Das Wort als sprachgeschichtlich und -üblich bedingtes Gebilde aus Lauten bzw. Buchstaben wird in keinem Text zugunsten seiner Bedeutung benachteiligt. Aus dieser Spezialbegabung Friederike Mayröckers erklärt sich ihre Entwicklung, die über vorherrschend surrealistisch beeinflußte Arbeiten zu in sich kritischen, reflexiven Texten führt.

„ponies behufs de Gaulle — dem einzigen groszen
Künstler der Welt —
Gala-Pferdchen; Gaul; dick-rot vergraben . . ."

Solche Zeilen setzen eine sprachkritische Haltung voraus, die sich später noch eingängiger manifestiert; etwa: *namenlose Verrücktheiten: eine Tafel einfach aufheben!* oder diffiziler: *erfach er- . . (er-träumt; er-koren; er-loschen; er-lischt . .).* Sie wären aber auch nicht möglich ohne die Freude der Autorin an der lautlichen Komposition: *o! die ganze Herde; die Hufe; die Hilferufe; die Hingabe der Sterne.*

Mit der Zunahme der Reflexion, die nicht bei der Sprache oder dem Schaffensprozeß (nach etwa dem ersten Drittel eines Textes heißt es: *WIE BEIKOMMEN DER ABSACKENDEN STRUKTUR)* halt macht, sondern auch die Typografie einbezieht *(— a la sierra; span., kursiv)*, mit der immer kritischer werdenden Auswahl der Einfälle, die in den Text aufgenommen werden, häufen sich die Satzzeichen: Strichpunkte, Bindestriche, Schrägstriche, Anführungszeichen und runde Klammern gewinnen semantischen Wert; die Anordnung des Textes auf der Fläche, die unkonventionelle Handhabung von Groß- und Kleinschreibung und die Verwendung einer zusätzlichen Schriftart (Kapitälchen) liefert weitere Differenzierungsmöglichkeiten. Die Hierarchie der einzelnen Textelemente und ihre Beziehungen zueinander werden vielfältig angedeutet. Sie lassen sich aber nicht völlig und eindeutig erschließen: Die Autorin bleibt der archimedische Punkt für ihre Texte.

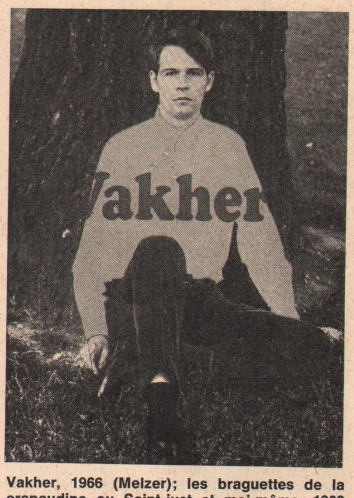
Die poetischen Texte Friederike Mayröckers, vor allem die späteren, sind „idealen Lesern" zugedacht, die gewillt und imstande sind, sich auf die Autorin weitestgehend einzustellen, ihrer Arbeit bis ins äußerste Detail nachzuspüren und dabei freudig Entdeckungen zu machen. In diesem Sinne soll der Band offenbar auch Intimität vermitteln: Daß die Verkaufsauflage von 800 Stück numeriert und signiert ist, darf nicht bloß als Snob-Appeal verstanden werden; denn auch die Schreibung von „sz" statt „ß", die auf das Manuskript zurückzuführen sein muß, auf die Gewohnheit, mit einer Schreibmaschine ohne „ß"-Zeichen, wo dieses notwendig wäre „sz" zu tippen, weist darauf hin, daß der Leser in eine private Atmosphäre einbezogen werden soll.

Friederike Mayröckers Texte zwingen nicht durch grelle Tabuverletzungen zur Auseinandersetzung, sie springen keinen Leser an; sie werben für sich durch ihren ästhetischen Reiz. *Wir bewundern die Struktur dieser Texte wie wir die leichte Schönheit von Seifenblasen bewundern, die ihre Umwelt spiegeln und die durch ihre „Zerbrechlichkeit" unsere Sinneslust und unsere Sensibilität über alles zu steigern vermögen,* schreibt Gomringer überschwenglich. Walter Höllerer sprach (im Rahmen eines „Colloquiums") — einfacher — vom *Faszinosum* der Mayröcker'schen Poesie. Der Autorin gelingt es jedenfalls, um noch einmal auf Max Ernst zurückzukommen, starke und stärkste *poetische Zündungen* zu erzielen.

Hartmut Behrens

Exklusive Grausamkeit

Zu Texten von Dieter Hülsmanns

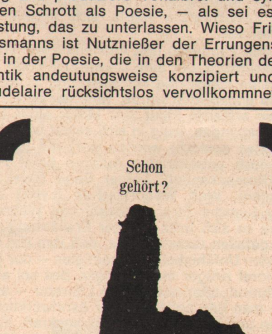


Vakher, 1966 (Melzer); les braguettes de la crapaudine ou Saint-just et moi-même, 1962 (butterbach); Paroxysmus, 1962 (Petersen Press); Das Werden eines Garis, 1965 (Hake); Poesie der Grausamkeit, 1964 (Galerie Brusberg); Bourreau de la Communauté, 1963 (Handpresse Burckhardt).

Bei den Texten von Dieter Hülsmanns fällt auf: Die unumwundene Sprache der Sexual- und Analsphäre, betonte Kälte, Grausamkeit und Front gegen Gefühle, oder was man dafür hält, blasphemische Analyse und Zerstörung des Ideologischen, besonders des Christlich-Ideologischen, die Flucht vor allem Durchschnittlichen, Normierten und Eingefahrenen. „. . . so wie ich ihre Grausamkeit aufstellen mußte, um dem Brauch zu entfliehen . . ." „. . . Onanie der Betverse . . ." (aus: *les braguettes . . .*) Das alles in anspruchsvoller Typographie, auf besonderem Papier, in ungewöhnlichen Formaten, signierten und limitierten Auflagen zu Liebhaberpreisen, verlegt von kleinen avantgardistischen Verlagen und Galerien. Hülsmanns erzählt keine Geschichten mit durchgehendem Faden. Ganz selten, so in *Vakher*, stößt man auf kurze Stellen zusammenhängender Beschreibung innerer und äußerer Begebenheiten und Vorgänge. Aber es sind Bruchstücke, vertauschbar, auf den verschiedensten Bewußtseins-, Personen- und Zeitebenen ohne sichtbare Gliederung ineinander fließend.

Der Großteil der Texte ist eine Art Poésie en Prose. Verständliche Passagen, was den Zusammenhang der Sätze und die verwendeten Motive, Bilder und Metaphern angeht, wechseln mit hermetischen, endlos ausdeutbaren. Hülsmanns Sprache wird Frische nachgesagt. Aber dieses Argument für Qualität ist kraftlos, besonders wenn es mit der lobenden Bemerkung gekoppelt wird, Hülsmanns mache es nicht so billig und produziere Vokalbrei und syntaktischen Schrott als Poesie, — als sei es eine Leistung, das zu unterlassen. Wieso Frische? Hülsmanns ist Nutznießer der Errungenschaften in der Poesie, die in den Theorien der Romantik andeutungsweise konzipiert und seit Baudelaire rücksichtslos vervollkommnet und

Schon gehört?



Wer sie erwerben kann
und wo und wie,
schreiben wir Ihnen gern. Schicken Sie uns
eine Postkarte mit diesem Satz: Informieren Sie
mich über die Studentenmitgliedschaft.
Die 20 Pfennige machen sich
bezahlt!

Büchergilde Gutenberg, 6 Frankfurt/Main 16
Postfach 16 220, Untermainkai 66

praktiziert wurden. Deshalb sind seine Sprache, seine Bilder, Motive, seine Oxymora, seine phantastischen Kombinationen, seine irreale Farbigkeit, seine Sprachwelten eine späte Variation, aber nicht originell. In ihnen werden mit den seit über 150 Jahren entwickelten und bekannten Techniken die wirkliche Welt und ihre verbrauchte, glanzlose Sprache, ihre reglementierten Gefühle und Triebe auseinandergenommen und zu neuen monströsen Welten, sprachlichen Gebilden zusammengesetzt. Dazwischen verbindende Reflexionen. Das ist nicht neu. Daran ändert auch die großzügige Verwendung französischer Sätze und schwieriger Fremd- und Fachwörter wenig. Das trägt höchstens zu verstärkter Dunkelheit der Texte bei. Hülsmanns durchsetzt seine Poesie mit Wörtern und Vorgängen aus der Sexual- und Analsphäre. Sein zentrales Motiv ist Beschreibung der Triebäußerungen, nachdem er sie hinter aller Verdrängung hervorgeholt und bis in ihre letzten Verästelungen verfolgt hat. Er enthüllt Verborgenes und geht auf den Grund. „. . . aber in das menschliche Herz herabsteigen, hieße das Fleisch zu spüren . . .“ (*les braguettes . . .*). Oft scheinen die bekannten, deklarierten Perversionen und Grausamkeiten wie Wasserzeichen durch die von Hülsmanns erfundenen durch. Der absoluten, irrealen Sprachbehandlung und poetischen Technik entspricht aber meistens ein ebensolches Erfinden von Perversionen und Triebäußerungen, so daß in doppelter Hinsicht eine „Verdrehung“ stattfindet: sprachlich und von aller physischen Realität und physischen Üblichkeit weg. Die Wörter werden abartig, gewalttätig und treiben Unzucht miteinander. Hülsmanns bietet fein ersonnene und fabrizierte Grausamkeit. Ein feiner Geist kann hier doppelt und dreifach reflektierend und assoziierend genießen. Sorgfältig werden in einer realitätsfernen, sterilen Sprachwelt Greuel und Obszönitäten erfunden. „Ein wenig geneigt saß Vakher am Abhang; neben ihm lag Therése. Ermordet. Seit sie unter seinen Händen niedergesunken war, hatte er das Messer noch nicht wieder benutzt. Er konnte es nicht, als habe er keinen eigenen Willen mehr, als würde ihn eine furchtbare Schwäche beherrschen.

Vakher, bist du nicht verwundert über die Gebärde, die Therése vollzog, langsam, fast feierlich, als sie auf den Boden glitt? Als sie sich zu deinen Füßen legte, um es dir leichter zu machen, um dir ihren Leib aufzudrängen. Hindert dich diese Gebärde? Oder hindert dich ihre Hand, die noch deinen Fuß umkrallt, die ihre Nägel noch wollüstig ins Fleisch gräbt, als wüßte sie, daß du sie nun, ermordet, nehmen und in weiße Spitzen legen wirst, in ein Spitzengewand, daß ähnlich einem weißen Hautmantel, nur wenig Körperstrahlen hindurchläßt, sie bannt, ihre Erregung bannt, so daß du jeden Schnitt den du ausführen wirst, mit Blumen füllen kannst, mit dem Duft einer Cattleya.

Vergeblich versuchte Vakher, in ihrem Gesicht eine Zustimmung zu entdecken. Er lächelte ihr zu; keine Lippenbewegung, auch nicht die geringste, ermunterte ihn, seine Grausamkeit hervorbrechen zu lassen. Er frohlockte; die mauvefarbene Cattleya würde die aufgeschnittenen Brüste vereinen, sich mit dem Blut vermischen und ihm ihre Anteilnahme übermitteln, ihr Zittern, ihre verläßliche Eigenschaft, die ihm immer neue Entdeckungen zuschob . . .“ (aus: *Vakher*)

„Götter, Mythen, Idole (am unverdächtigsten ist der Narziß) schneiden den kleinen Geist zu, seine perverse Eintönigkeit, die ihr Gerippe bietet.“ (aus: *Poesie der Grausamkeit*) Hülsmanns, wieder auf der Flucht vor der Normalität, macht aus seinem Vakher alles andere als einen kleinen Geist mit perverser Eintönigkeit.

Diese Ästhetisierungen der Grausamkeit in Verbindung mit der Aufmachung der Texte erzeugen Exklusivität und erinnern an George und einige seiner Dichtungen. Greulich, schokkierend, aufklärend ist diese genüßliche Poesie keineswegs. Die scheinbare Ungeschminktheit wird zur Schminke und zum Dekor. Die Grausamkeit, gar nicht entlarvt, wird verwertet und ästhetisiert. Vor dem Hintergrund von Auschwitz (eines Kaduk, Bogner), von Vietnam und James-Bond-Filmen wird der Schock zur Langeweile.

Durch die verbissene, detaillierte Beschreibung und die wichtigtuerisch-lyrisierte Sprache bekommt Vakhers Mord gegen die Absicht Hülsmanns komisch-rührende Akzente. Wie dem Kasperle auf dem Puppentheater möchte man Vakher helfen und zurufen: du armer . . . Trottel!

Die rücksichtslose literarische Behandlung und Analyse des Sexuellen, der Perversitäten und der Triebe, von Lustfolter und Lustmord sind eine Tat de Sades. Aber auch die Einbeziehung dieses Bereichs in die Struktur der modernen Poesie bei Hülsmann ist nicht originell. Aus welchen Motiven immer: De Sade hatte Bilder und Formen der Perversität und Triebäußerungen erdacht und sprachlich bewältigt, deren Zusammensetzung aber in jedem Fall den Bruch mit der Logik, der Wirklichkeit und den gängigen Wegen der Sprache vollzog wie die moderne Poesie. Sie sind nur noch in der Phantasie und sprachlich existent. Dort sind sie aber existent und zeigen bereits, wie jetzt bei Hülsmanns wiederholt wird, bis wohin Phantasie und Trieb ihre Vorstellungen vorwärts treiben. Hülsmanns Texte sind nur noch eine Variante.

Von Kälte, Hoffnungslosigkeit und Blut durchdrungen, könnten sie sprachliche und poetische Manifeste einer entsprechenden Realität sein wollen. Aber dann müßte es durch die Texte Zugänge zu dieser Realität geben. Die Texte müßten zur Kontrolle der Realität verwendbar sein. Aber ähnlich wie bei Ernst Jünger gewinnen die Ästhetisierungen der Grausamkeit und des Grauens und sorgfältige, seismographische Formulier- und Sprachkunst den Vorrang. Die Wirklichkeit wird unkenntlich. Verdunkelung, Abwertung von Wirklichkeit und realer Grausamkeit aber sind eine Untat. Ästhetisierung und Psychologisierung der Grausamkeit werden leicht zu Relativierung und Rechtfertigung. Es kommt nicht mehr darauf an, die extremsten und kompliziertesten Möglichkeiten von Trieb und Grausamkeit zu entdecken, auch nicht unter dem Vorwand, es müsse aufgedeckt, psychoanalysiert werden, oder man wolle entkrampfen und anprangern. Vielmehr müßten die Möglichkeiten der Freundlichkeit ausgekundschaftet werden. Hülsmanns sollte sich an die erschrockenen Gesichter und die zu späte Empörung der George, Jünger und Benn erinnern, als sie die Barbarei sahen.

Karl Riha

Wieviel Füße hat der Große Bär?

Einige Notizen zu Ingeborg Bachmann

Noch der Kritiker des frühen zwanzigsten Jahrhunderts hatte es leichter: da gab es (zum Beispiel in den Literaturgeschichten) stereotyp den *Beitrag Österreichs* wie den *Beitrag des Ostens* und, nicht weniger abgetrennt vom allgemeinen Gang der Literatur, als Sonderkapitel eine spezielle Sparte für *Dichtung der Frauen*. Dieses Reservat ist auch heute noch nicht ganz abgebaut: schriftstellerisches Mittelmaß profitiert davon. – Gegen Ingeborg Bachmann verfängt jedoch solcher Vorbehalt nicht; im Gegenteil: ihrem schmalen Oeuvre hat es von Anfang an Interpretationen großen Stils und Literaturpreisen nie gefehlt; dem breiten Publikum wie der engeren kritischen Öffentlichkeit repräsentieren ihre Gedichte moderne deutsche Lyrik schlechthin. „Es hat uns“, schrieb Günter Blöcker, rückblickend auf das Jahr dreiundfünfzig/vierundfünfzig *(Die gestundete Zeit)*, „einen neuen Stern am deutschen Poetenhimmel beschert“. – „Tante de bruit sur une omelette!“, antwortete Hans Daiber (zehn Jahre später), „Aber gute Omeletts sind selten“.

Das kommt reichlich plump daher und disqualifiziert sich von selbst. Daibers gastronomischer Verweis funktioniert denn auch nur polemisch, als Gegenvokabel zum „Poetenhimmel“ Blöckers, als Spitze gegen jene *gehobene* Diktion, wie sie durchweg (bis zum Überdruß) das Sprechen über Ingeborg Bachmann charakterisiert. „Rangfragen wurden nie gestellt . . . Sie las einige Gedichte“, memoriert Joachim Kaiser, „und man wußte: . . . es sind die Höhenzüge deutscher Lyrik, die sich da fortsetzen“. „Schon Homer erwähnte den Großen Bären als Orientierungsmittel im umfassenden Sinn“, weiß Siegfried Unseld zu erinnern. Werner Weber: „Eine Dichtung, die uns das Herz trifft . . .“ Zu auffällig der Gleichton, um zufällig zu sein! Da ist (ein rechter Mythos) von „verzweifelten Flöten“, dem „Schmelz der Gebärde“ die Rede: „Will man dem Wesen von Ingeborg Bachmanns Poesie auf die Spur kommen, so muß man sich hinüberneigen . . .“ / „Sie hält sich durchaus fern von lyrischer Halbseide, Drugstore-Poesie und allem, was nach wohlfeiler, leicht abzuguckender Modernität aussieht“. Wen verwundert's, daß auch der bissige Seitenhieb aufs „Formexperiment des Übermuts“, aufs „Labor“ nicht fehlt; „Ihre Gedichte sind nicht modisch neu . . ., sondern reine, große Poesie“. (Die Dichterin selbst bestätigt's, wenn sie von der Sprache sagt: „Wo nur mit ihr hantiert wird, damit sie sich neuartig anfühle, rächt sie sich bald und entlarvt die Absicht“.)

Die Tonart, in der solche Urteile über Ingeborg Bachmann gehalten sind, bekennt poetologisch Farbe, wenn behauptet wird, deren Gedichte seien doch allesamt zu scheu oder auch zu hochmütig, „um jenen spektakulären Bruch, den nicht nur die Feuilletonisten, sondern auch die Zeitläufte zwischen traditioneller und avantgardistischer Lyrik haben entstehen lassen, wirkungssicher zu demonstrieren“. In der Tat: Ingeborg Bachmanns Verse sind gekennzeichnet durch reiche Anklänge an Bekanntes, sei es, daß der ewige Urbestand lyrischer Bilder und Metaphern berührt wird („Zeitlos freilich sind nur die Bilder“), sei es, daß eine lyrische Erwartung getroffen wird, die sich ehedem wohl auch in Anthologietiteln wie *De Profundis* oder *Ergriffenes Dasein* niederzuschlagen pflegte. Ein Gedicht *(Ausfahrt)*, das die „Welle der Nacht“ zitiert, verläßt die Aura des Vertrauten nicht, sondern legt dem Kritiker (ob er's mag oder nicht, aber er mag's) die Parallele zu Gottfried Benn geradezu in den Mund: „Ja, Melodien – da verbleicht der Frager“ oder der Dreiklang „Trauerlos und leicht und selbstbewegt“, sie muten, heißt es, wie eine „Krönung“ jener sechzig Jahre an, „deren es bedarf, um (nach Benn) ein halbes Dutzend guter Gedichte hervorzubringen“.

Stellt man die beiden Gedichtbände, die Ingeborg Bachmann vorgelegt hat, gegeneinander, *Die gestundete Zeit* gegen die spätere *Anrufung des Großen Bären*, dann zeigt sich, daß solche Kritik nicht spurlos an ihren Versen vorübergegangen ist, sondern zu einer Ausrichtung ihrer poetischen Produktion im Sinne eben dieser Kritik geführt hat. Die Satire, die 1953 Volksliedzeile und Goetherelikt kühn nebeneinandermontieren konnte („am Brunnen vor dem Tore / blick nicht zu tief hinein / die Augen gehen dir über“), ist jetzt, 1956, ebenso gestrichen wie der Versuch zum Zeitgedicht in *Alle Tage, Einem Feldherrn* oder *Botschaft*. „Unsere Gottheit / die Geschichte, hat uns ein Grab bestellt“, hieß es dort: nun „bauen wir uns ein Floß / und fahren den Himmel hinunter“ oder singen (*sprachliches Kunstwerk* auf den ersten Blick!) „Großer Bär, komm herab, zottige Nacht“. Der sonst so zaghafte germanistische Lehrstuhl reagierte prompt: „Ein Name wie Großer Bär reizt eine kindliche und die dichterische Phantasie, die Ähnlichkeit mit dem Waldbären in der Sternfigur zu suchen, die Analogie in sie hineinzusehen“. – Man wird, will man den Ort bestimmen, an welchem uns Ingeborg Bachmann heute in der zeitgenössischen deutschen Lyrik erscheint, von solcher Beschäftigung mit ihrem Werk nicht abstrahieren dürfen. In Analogie zu den „großen Geistern“, die vor vierzig, fünfzig Jahren aufgetreten sind, sieht sich die Dichterin selbst in ihrer Frankfurter Vorlesung über *Literatur als Utopie*: „Daraus zu lernen ist nur, daß wir nicht herumkommen werden um denselben gefährlichen Auftritt“; da ist das Sentiment, das ihre Verse trägt („Ich seh den Salamander / durch jedes Feuer gehen“) auf die Poetik gebracht. Die versteckte Poetik der Kritik, die „Poetenhimmel“, „Krönungen“ und den literarischen „Höhenzug“ im Munde führt, gibt der unmittelbar folgende Satz der Poetikvorlesung wieder: „Es gibt in der Kunst keinen Fortschritt in der Horizontale, sondern nur das immer neue Aufreißen einer Vertikale“. Auch da geht's ja geradewegs in die Höh! – Im übrigen. Wieviel Füße der Große Bär habe, wurde gefragt. Sieben! Ich bestehe drauf!!

Luchterhand auf losem Blatt

Im Werberundschreiben, aus der Feder von Günter Grass heißt es: „Sechsmal im Jahr sollen sieben Gedichte im Format 18 mal 50 erscheinen: ohne Buchrücken, Vorder- und Hintermann, nicht schmückend bibliophil und auf Bütten, eher nüchtern und lesbar gesetzt. Gedichte zum Andiewandpinnen. Gedichte zum Tauschen, Sammeln, Verschenken. Keine Warenprobe auf Ratenzahlung. Keine seriellen Häppchen. Gedichte, die für sich einstehen können. Ohne Entwicklungshilfe. Sieben Gedichte in ihrem Umschlag kosten, wenn eine DM eine Mark ist, vier Mark und achtzig Pfennige. Da wir alle zwei Monate sieben Gedichte liefern, kostet ein Jahresabonnement LUCHTERHANDS LOSEBLATT LYRIK fünfundzwanzig Mark.“

Neben Grass sind Elisabeth Borchers und Klaus Roehler mit in der Redaktion des neuen Unternehmens. – Das erste Paket bringt je ein Gedicht von Johannes Bobrowski, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass, Günter Herburger, Bernd Jentzsch, Günther Kunert und Vagelis Tsakiridis. Typographisch, so daß sich das Aufhängen lohnen würde, fällt lediglich das Blatt Enzensberger heraus, eine rot-schwarze Montage zum Thema ‚Soziale Marktwirtschaft'. „Revolution“, heißt da die letzte Zeile: „GARANTIERT UNSCHÄDLICH!“

A. S.

Manfred Müller

Ein Beitrag zur Kraus-Renaissance

Caroline Kohn

Karl Kraus

Erschienen in der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung Stuttgart

In dem Maße, wie seit 1952 mit der Neuausgabe ausgewählter Werke von Karl Kraus dessen wichtigste Schriften wieder greifbar sind, ist auch das Publikumsinteresse und mit ihm die Sekundärliteratur gewachsen; schon früh redete man von einer Kraus-Renaissance, wiewohl das Schlagwort eher mit der Quantität als mit der Qualität der Artikel zu beweisen wäre und dadurch seinen Sinn verlöre. Ein Hauptgrund für die mißglückte Wiederentdeckung, die im Konsum statt im kritischen Verständnis besteht, liegt in der Unzulänglichkeit und dem Riesenumfang der Originalschriften, die alle durchgearbeitet werden müßten. Zum Verständnis des Kraus'schen Werkes würde die jetzt vierzehnbändige Auswahlausgabe, auf die allein sich die meisten Aufsätze und Rezensionen stützen, auch dann nicht genügen, wenn sie sachgerecht ediert wäre, d. h. wenn sie an der geistigen Biographie von Kraus sich orientiert und damit die gedankliche und stilistische Entwicklung wenigstens in den Hauptlinien nachgezogen hätte. (Die Fragwürdigkeit der neuen Edition, die Unzuverlässigkeit vieler bibliographischer Angaben und das Problem der – fehlenden – Kommentierung können hier nicht behandelt werden.) Ohne Kenntnis von Kraus' Zeitschrift DIE FACKEL ist die adäquate Rezeption seines Lebenswerkes unmöglich. Da aber die Hefte dieser Zeitschrift – Kraus nannte sie einmal sein Tagebuch – so selten sind wie ihre geduldigen Leser, gibt es nur wenige Arbeiten über Kraus und sein Werk, die auf umfassender Kenntnis aller Originaltexte beruhen.

Von dem Buch „Karl Kraus. Le polémiste et l'écrivain, défenseur des droits de l'individu“ durfte man annehmen, es gehöre zu jenen seltenen grundlegenden Untersuchungen, denn die Verfasserin Caroline Kohn hatte mit dieser Staatsthese die Lehrbefähigung an der Sorbonne erworben. Seit dem Erscheinen der französischen Originalausgabe 1962 wurde immer wieder auf dieses Buch hingewiesen, das die ruhmreiche Tradition, welche die Sorbonne in der Rezeptionsgeschichte von Kraus' Werk hat, fortzusetzen schien. (Es waren bekannte Professoren der Pariser Universität, nicht einer österreichischen oder deutschen Hochschule, die den Österreicher Karl Kraus dreimal – 1926, 1927, 1928 – für den Nobel-Preis vorschlugen.) Aber die vielen Vorschußloorbeeren für das Buch reichen nicht zu einem literarischen Ehrenkranz. Zwar schreibt die Neue Zürcher Zeitung, der man sorgfältige Rezensenten zutraut, „die deutsche Neugestalt des Buches“ – es wurde umgearbeitet und verbessert – sei „zu einem Standardwerk geworden, das in der bisherigen Literatur über Karl Kraus nicht seinesgleichen hat“, doch dieses Urteil ist en gros und en detail schlichtweg falsch, obwohl nach 1945 tatsächlich über Kraus keine umfangreichere Arbeit als die vorliegende erschienen ist. (Für Antiquariatsgänger sei das wirkliche Standardwerk genannt: Leopold Liegler schrieb „Karl Kraus und sein Werk“ schon vor 1920, kannte also nur wenig mehr als die Hälfte von Kraus' Werk; das Buch ist jedoch an perspektivischen Einsichten und beispiel-

Fortsetzung Seite 16

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3 Ruf *28 76 41
Taschenbuchladen: Jügelstraße 1

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

FAHRSCHULE
FRANKFURT/M.
Bockenheimer Landstraße 95
Telefon 77 91 40
Grundgebühr: DM 50,–
Fahrstunde: DM 12,50

POHL
seit Jahren die Fahrschule der Studenten

Barbara Frischmuth

Germans / auch falsch / the Germans hin – the Germans her / the Germans auf – the Germans ab / in seiner Sprache /
mehrmals hintereinander in den Sand spukken / weil da was ist das sich in Kultur abschlägt / that's why I hate the Americans / wo das Land eins der Nato ist / bestückt bis in die Kehle hinunter /
nickt sie zögernd / muß man großzügig sein / neuerdings Umschwung / sie sollen zum devil gehen mit ihrer democracy / we have about twenty millions of Analphabeten /
schweigsames sich in den Strohhut Beugen andererseits / wie was erklären wollen / letzter Versuch peace-corps / Abstand von A bis O / Abwinken / Absage an die Heilsarmee / kein Heile-Heile-Segen / Regen ist rar im August des Landes /

hin und her gehen / in der Sonne auf und ab / sich ab und zu auf den Bauch schlagen / klatschen in Schweiß und Sonnenöl / wie es sich um den Nabel sammelt /
still sein / Starren in Braun bis Blau / wo das Land endet / wo das Meer endet / endlicher Streifen Küste /
jeder für sich versunken im Gespräch / mit sich gegeneinander / Murmeln an den Backenknochen / den Blick fürderhin gerichtet / einwärts / die fehlenden Stichworte / kein gemeinsamer Hintergrund / die Gründe / die Ursachen / die Folgen / wer folgt wem / muß man von vorne anfangen / als Kain den Abel erschlug / beim Fisch der sich als erster des Atmens durch Kiemen entwöhnt hat / das langsame Schwellen der Lungen / Entwicklung des Hirnfortsatzes / das partielle Absterben der Schuppenpanzer / der Schwanzflossen / der Gedanken / wie ausgelöscht / ertrunken in Perspiration / das Salz des Schweißes mit dem Salz des Meeres löschen wollen /

●

Das Leben ist wieder schön:

Ich komme dir nach! Du tauchst mich ins Wasser!
Du schwimmst mir davon! Ich halte deine Füße fest!
Ich umarme dich hinterrücks! Du läßt mich von deinen Schultern springen!
Du fängst mich! Ich habe dich!

●

Die Untersuchung des Strandes:

ein zinnoberroter Krebsenfuß unter Tang / die Hirnschalenhälfte des Hummers / ein Rohrstrunk das natürliche Bildnis der vierzigbrüstigen Artemis von Ephesus / achtunddreißig Brüste fehlen / weiße Venusmuschel von der Größe einer Fingerbeere / ockerbrauner Kiesel olivebefleckt / Plastikflaschenverschluß / haariges Pflanzenleder in Rundformen / die Glätte der Tangpölster schwarz die Hirschkäfer / der stahlfarbig glacierte Rückenschild eines Läufers / Schildplatt-Perlmutt-Glimmer / splitterweise in angeschwemmte Astlöcher gelegt / türkenmondige Melonensicheln / innen rosa leergegessen/teerädrige Spiralaugen/Schneck-Schneck komm heraus / die Titelseite des Organs der eben gegründeten Arbeiter-Partei / einwöchig / flatternd zwischen Felsen geklemmt / das Scherbenauge einer zersplitterten Raki-Flasche / verlorener Hemdenknopf / eine Blöße hinterlassen habend / bleichende Zigarettenkartons / dörrgekrümmt /
wenn hier nicht weggeworfen / der Strand wäre / nur Spelzen der Wracks / die Algen / Muscheln-Schnecken-Kiesel / etwas Teer von den Schiffen / what is nature dear / wächst hier alles um / Sand-Felsen-Strand-Felsen-Sand /

●

Die Natur gibt sich eine Blöße:

Arm umfängt Arm / Bein reibt an Bein / Seite an Seite / Hals über Kopf / Hand auf Hand / Stirne an Stirne / langes Nur-durch-die-Naseatmen / und zur Seite gerollt / ab von einander /

Die noch in traditionellen Gepflogenheiten befangene Bevölkerung des betreffenden Landstriches könnte, so sie unvermutet Zeuge der Handlung würde, an dem sie befremdenden Verhalten des Hauptstädters und der Touristen Anstoß nehmen.

ach ja natürlich / die Nüsse im Hosensack stecken haben / das Rascheln der eingesalzenen Pistazienschalen / rieseln sie zwischen die Knie aufs Handtuch / ich dir / du mir / hellgrün zwischen den Zähnen / schmeckt nicht wie Pistazieneis / das Zählen-Sie-einmal-die Kekschen-und-Nüßchen-die-Sie-tagsüber-unbedacht-zu-sich-nehmen aus Schlank-sein-schlank-bleiben fällt in Erinnerung / zählen Sie / was zählt hier / Nüsse Tag für Tag / einerseits sind sie nahrhaft / andererseits heben sie den Hormonspiegel / Erdnüsse-Haselnüsse-Walnüsse-Pistazien / wer zählt hier /

Ich baue dir ein Haus aus Sand in Sand auf Sand!
Werden die Iwans kommen und es dir wegnehmen!
Werden die Amis kommen und es dir wegnehmen!
Wird ein Sturm kommen und es dir wegblasen!
Wird ein Regen kommen und es dir wegspülen!
Wird ein Bomber kommen und es dir wegbomben!
Wird ein Atom kommen und es dir wegspalten!

Das gilt nicht!

Er:
Kam ein Fisch geschwommen,
Hab ich Angst bekommen,
Bin davongeschwommen,
Hat mich nicht bekommen!

Sie:
Als ich ebendort auf der Wiese saß,
Sah ich ebendort auch ein Riesenaas,
Hab es ebendort ruhig liegen lassen,
Konnt mich ebendoch nicht mehr fassen!

In seiner Sprache:
War eines, war keines. Dein Gekommensein geht zu meinem Angenehmen. Wie dich gerne ich-frage nich. Langsam, langsam größer wird die Wolke, Beingewandung wie. Taucht die Sonne, scht-scht zischt das Meer.

●

In ihrer Sprache:
Sie gehen. Die Badesachen unterm Arm, klettern sie durch den Rüsselfelsen. Ungewohnt der Wind, vor dem die Bucht geschützt hat. Es ist schwierig mit nackten Beinen über die Distelflechten zu steigen. Das Meer spritzt an die vorschneidenden Felsnasen, Bucht um Bucht.
Von Zeit zu Zeit halten sie im Steigen inne, sehen einander an und sich um. Er berührt ihre Hand mit dem Mund und findet, daß die Haut salzig schmeckt.
Arm in Arm schlendern sie an den Häusern oberhalb des Leuchtturmes vorbei.
haben auf den Zäunen Stickereien zum Verkauf ausgelegt. Hühner laufen über die Straße. Sie hat so blondes Haar, sagt eine der Frauen und zieht das weiße Kopftuch über den Mund. Jemand treibt eine Herde Schafe durch das Dorf. Die Tiere blockieren einen Armeejeep, in dem ein Offizier und sein Chauffeur sitzen.
Sie ist eine Touristin, sagt eine andere Frau mit ebenfalls weißem Kopftuch, er hat sie aus der Stadt mitgebracht.
Ist er mit ihr verheiratet?
Sie ist eine Touristin, sagt die Frau, die zuerst gesprochen hat, sie wäscht sich nicht, wenn sie mit ihm zusammen war.
Arm in Arm schlendern sie an den Häusern oberhalb des Leuchtturms vorbei.
Den Leuchtturm haben die Franzosen erbaut, habe ich es dir schon gesagt?
Der Leuchtturm ist schwarz und weiß gestreift. Der Fahnengrund ist jetzt rot und pufft im Wind, vor dem die Bucht geschützt hat. Das Hotel steht einige Schritte unterhalb des Leuchtturms. Es ist ein Dritterklasse-Hotel, man braucht keinen Meldeschein auszufüllen. Es hat eine weiße Terrasse, das Hotel. Den ganzen Tag über kann man auf hölzernen Stühlen an hölzernen Tischen hinter dem Windglasschirm sitzen und reden oder nicht reden.
An einem der Tische sitzt die Mutter des Wirts und putzt grüne Bohnen in eine Zinnschüssel. Sie lächelt und sagt, guten Abend. Die Sonne fängt an abzusacken. Das Meer ist wie ein Bettuch.
Guten Abend, sagt die Mutter des Wirts. Sie lächelt. Dieses Jahr ist der Fisch besonders gut, besser als in den letzten Jahren. Nur vor fünf Jahren war er ebensogut, sagt sie.
Am Sessel neben der Mutter des Wirts döst die Katze auf eingebogenen Pfoten. Der Hund ist nirgends zu sehen.
Wenn Sie frisches Wasser brauchen, nehmen Sie sich eine Flasche von dort hinten, sagt die Mutter des Wirts und schüttelt die geputzten Bohnen durcheinander.

●

Die Vorkehrungen:

was man Abendessen nennt / Fisch / die gegrillte Schwanzflosse quer gegen die nächtlichen Puderwolken / Weißbrot in handlichen Ziegeln / die Katze / der Hund / das Griechisch des älteren Ehepaares / das Türkisch der Tavla-Spieler / schesch-besch-dubara / Wodka pur / Wodka Bier / Wodka Zitrone /
die Stimme wirbt für Omo international / Coca Cola / trinken Sie wo Sie auch sind Coca Cola / eine neue Stimme / wenn Sie bezüglich der sozialistischen Gesellschaftsordnung irgendein Problem haben / schreiben Sie uns eine Karte / Ihre Zuschrift wird postwendend beantwortet / besonders interessante Fragen behandeln wir dienstags und freitags in unserer Briefkastenstunde / und nun verehrte Zuhörer / senden wir auf Wunsch der kleinen Aysche aus Adana / das Lied der anatolischen Bergarbeiter / werden die Gespräche stummer / Ohr für Ohr / klappt auf rückt näher / ich-ich-du / Wodka tsin-tsin / fiel die Welt mir in den Schoß / war die Welt so riesengroß / ganz ganz leise sein / und nicht singen /

Es liegt durchaus im Bereich des Möglichen, daß die Bevölkerung des betreffenden Landstriches angesichts zur Schau gestellter Unerklecklichkeiten, ihrem Befremden auf handgreifliche Weise Ausdruck verleiht.

sichelt der Mond durch die Wolken / Fahnenmond / Mondfährte / Fahrtenwind / Windfahne /

wer bist du und ich getrennt marschieren die Kolonne halt nur nicht nach Sparta Wanderschaften Stiefel gesalbt und eingeweiht Kanonenfutter Krippenweihe Messias Mohammeds Gesandter Sendezeiten bis abends kräht der Hahn zum sechsten Mal die Gläser hoch hebt an und Speisen fremd sein frag mich nicht kein Tischgebet vergälltes Fasten die Moschee du denke dein mein Vorhautfest auf Glück geglückt Schluck auf

●

Das Fragespiel:

gehen wollen / wo der Wind den Atem in die Kehle drückt / durch die Nacht / durch alle Nächte /zurück zum Meer / der Große Wagen / he won't give us a lift / hinter die Lorbeerbüsche / kriegst mich nicht / an den Rand der Klippe / die Zeit der Dschinnen / die beim Schlafen die Augen offen halten / bin ich der Grüne Nouz / beutet die Wilde Jagd übers Riff / Medea / Gruß aus Giresun / Pan / Panegyrik / der Krieg ein Bettschänder / Absturz vom Zauberpferd / kehrt zur Küste / hab ich dich / die Füße im Wasser / wälzt sich die Flut an Land / o mein Meermoos / mein Seepferdchen / wehen die Sträucher am Steilhang / Sand in den Ohren / nassen Sand im Strandhaar / Tangfedern / der Mundgeruch Wellenschlag / Spelzensplitter / entblößte Reibflächen des Geschlechts /

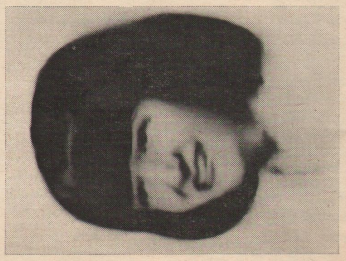
Und wenn es sein muß, gehst du nach Zypern?
Was sein muß, muß sein.
Und wenn es lange dauert?
Ist nichts verloren.
Und wenn die Gefahr zunimmt?
Wirst du außer Landes sein.
reicht das Meer bis zur Schulter / Nachtvogelgemecker / die Verwechslung der Sprachen / rettungslos / und nicht aufgepaßt haben / Wodka tsin-tsin / die Zeit der Dschinnen / die beim Schlafen die Augen offen halten / o du mein Löwenherz /

Und wenn es gar nicht sein muß?
Werden wir trotzdem tun, was wir können.

das Meer in den Kleidern / verwischt den Geruch / leckt Speichel ab Samen / Reste von Sonnenöl aus den Achselhöhlen / spült den Schrei fort / schwemmt Leib aus Leib / speit Müdigkeiten von Mund zu Mund / beginnende Lippenkälte / Kühle über der Haut / schlammfadenfahrig löst sich Umarmung / die Befreiung der einzelnen Glieder / eln Körper und ein Körper im Wasser / fängt Haut sich zu kräuseln an / Frösteln / die Erhebung gegen den Wind / der die Starre einbläst / mit den Armen schlagen und im Sand hüpfen / zum Lachen zu müde / und laufen in klatschendem Hemd / Arm über Arm / Schulter an Schulter / das Klappern der Zähne ineinander Ohr / ins Hotel schleichen / durch den Korridor / ins Bett stolpern / mit der Decke bis über die Stirne / einschlafen ohne gute Nacht zu sagen /

Und anderntags beim Frühstück erklären wollen, daß die Hoffnung zu gering ist, auch wenn wir tun, was wir können.

Gerhard Richter Gehard Richter
Mord an acht Lernschwestern



Gerhard Richter: geb. 9. Februar 1932 in Waltersdorf (Oberlausitz); übliche Schulen, verschiedene Berufe. 1955–60 Kunstakademie Dresden; 1961 Übersiedlung nach Düsseldorf; 1961–63 Kunstakademie Düsseldorf (K. O. Götz); seitdem freischaffend in Düsseldorf.
Einzelausstellungen (und Zwei-Mann-Ausstellungen): 1963: „Demonstration für den Kap. Realismus", Möbelhaus Berges, Düsseldorf (mit Lueg). 1964: Galerie Friedrich + Dahlem, München (mit Klasen); Galerie Schmela, Düsseldorf; Galerie René Block, Berlin. 1966: Galerie La Tartaruga, Rom; Galerie h, Hannover (mit Polke); City-Galerie, Zürich.
Gruppenausstellungen: 1963: Demonstrative Ausstellung, Kaiserstraße, Düsseldorf. 1964: „Möglichkeiten", Deutscher Künstlerbund, Berlin; „Pop etc.", Galerie René Block, Berlin; „Lueg – Polke – Richter", Galerie Parnaß, Wuppertal. 1965: „Lueg – Polke – Richter", Galerie OREZ, den Haag; „14 Aspekte moderner Malerei", München; „Revort I", Palermo; „Hommage a Berlin, Galerie René Block, Berlin; „Phänomene und Realitäten", Rowohlt-Verlag, Hamburg; „Nieuwe Figuratie", Museum, Apeldoorn; „Zeitpunkte", Museum Haus Lange, Krefeld; „Pop Art", Pianohaus Kohl, Gelsenkirchen; „Tendenzen", Städt. Museum Trier; „Kunst der Gegenwart", Städt. Museum Wuppertal. 1966: „Extra", Städt. Museum Wiesbaden; „Junge Generation", Akademie der Künste, Berlin; Deutscher Künstlerbund, Essen; Westdeutscher Künstlerbund, Hagen.

Gerhard Richter · Atelier · Liebespaar im Walde (1966)